

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Große und kleine Tiere

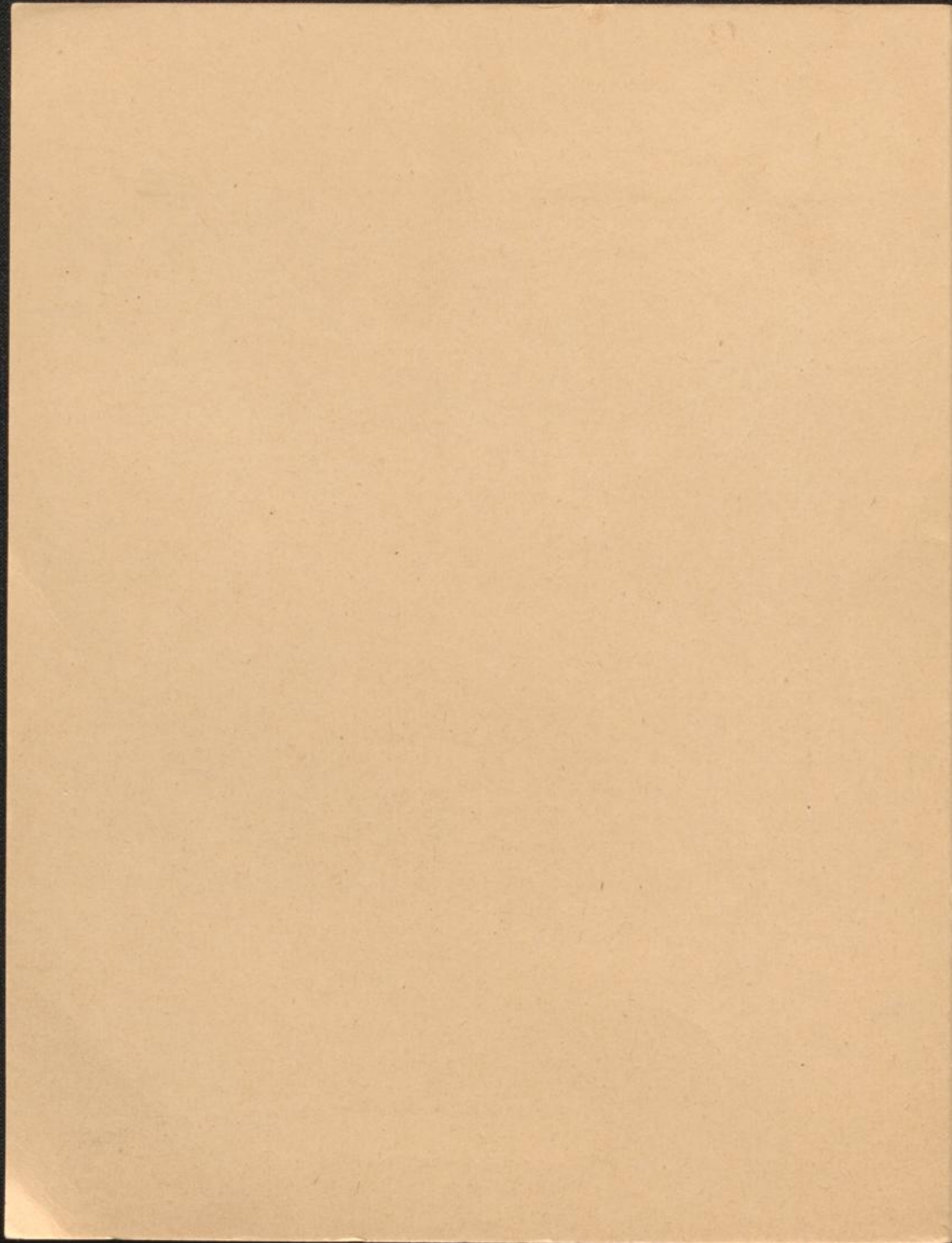
BiOX-Aktiengesellschaft

Mannheim, 1950

[urn:nbn:de:bsz:31-362280](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-362280)



GROSSE UND **KLEINE**
TIERE



ebay / 2002 / Scholz /



**GROSSE UND KLEINE
TIERE**

u

123 F 710



Herausgegeben von der BiOX-Aktiengesellschaft, Abteilung Bilderdienst, Mannheim

Alle Rechte — 1950 — bei der BiOX-Aktiengesellschaft Mannheim

Gesamtherstellung

GRIFPON-Gesellschaft für Marktpflege m.b.H.

Wetzlar

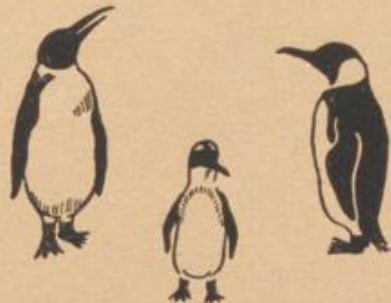
VORWORT

Das Tier ist des Menschen Schicksal. Seit undenklichen Zeiten ist das Tier des Menschen wertvollster Begleiter und ihm verbunden in Freud und Leid. Der Mensch ist der abhängigere Teil; denn das Tier kann leben ohne den Menschen, der Mensch aber nicht ohne das Tier.

Die Erkenntnis dieses ungleichen Verhältnisses ist nicht zu allen Zeiten gleich stark vom „Herrn der Schöpfung“ gewürdigt worden, und über seine Dankbarkeit gegenüber dem Tier ist nicht viel Gutes zu berichten. Unzählige schöne und edle Geschöpfe werden auch heute nur noch als Handelsware betrachtet, oder es werden ihnen als den treueduldigen Helfern Lasten aufgebürdet, deren Ertragen sie auf die Dauer nicht gewachsen sind. Mit dem Siegeslauf der Technik im 19. Jahrhundert wuchs das Vernichtungswerk an der Tierwelt ins Grauenhafte. Herden- und rudelweise wurden die schutzlosen Geschöpfe aus sicherem Hinterhalt umgelegt, ganze Länder entblößt von Tierarten mit einer Schnelligkeit, wie sie nur in den verhängnisvollen Umwälzungen in der Entstehungsgeschichte unseres Erdalles ein Gegenstück findet. Was wollen heute die Schutzmaßnahmen einsichtiger Regierungen besagen (wir Deutsche besitzen eines der besten Gesetze zum Schutze der Natur und Kreatur) gegenüber der Tatsache, daß wir jetzt schon in die Zoologischen Gärten oder Naturschutzparks gehen müssen, um einige wenige mühsam zusammengetriebene lebende Stücke einer Tierart zu finden, die noch vor wenigen Jahrzehnten in ungezählten Millionen sich frei bewegte! Es wurde der Bison ausgerottet seines Felles wegen, das letzte Quagga mußte fallen, da aus seiner Haut die Buren Säcke fertigten (um nur zwei Beispiele zu nennen); überall, wo rascher Gewinn winkte — Elfenbein, Schmuckfedern, Häute, Jagdtrophäen —, erbrachte des Menschen Gier nie wieder gutzumachenden Schaden. Er opferte seinem Egoismus sinnlos ganze Tierwelten und riß sie aus ihrem Platz an der Sonne hinab in Leid, Schmerzen, Schatten und Verderben.

Tugend läßt sich nicht befehlen. In Dir selbst muß der Wunsch leben, des Tieres Eigenart zu erkennen aus seinem Herkommen, aus seinen Lebensnotwendigkeiten heraus. Gehst Du so an ein Tier heran, so wirst Du erstaunt sein, nicht nur über den Reichtum seiner Lebensäußerungen, nicht nur über die Zweckmäßigkeit, mit der die Natur es ausstattete, sondern auch über die Fülle von Dankbarkeit, mit der jedwedes Geschöpf die Liebe vergilt, die man ihm entgegenbringt.

Sicherlich ist nicht jedes Tier gut und edel, nicht jedes Tier kann erzogen werden, äonenalte Verfolgung zu vergessen. Die Tatsache des „Fressen und Gefressenwerden“ ist aus dem Ablauf allen Lebens nicht fortzudenken. Aber überrascht wirst Du sein, für wie viele Geschöpfe, die in diesem Buche Dir begegnen, Du ein besseres Verständnis und damit auch Liebe empfinden wirst. Wenn Du es dann im Käfig sehen solltest, wirst Du vielleicht doch zu Deinem Begleiter sagen können: Es ist nicht schön, was man so schön nennt; aber es muß so sein und gehört in seiner Eigenart mit zu den Tieren, die ich lieb habe.



JNHALTSVERZEICHNIS

SEITE

- 5 • *Wer weiß, wie eine Katze schnurrt?*
6 • *Ein Nachruf*
7 • *Buschräuber im Fleckenkleid*
8 • *Springbeutler*
10 • *Dackel und Dackeline*
11 • *Die neue Krone*
12 • *Kinder der Bergwelt*
13 • *Immer im Frack*
15 • *Treue Diener*
16 • *Der „Vater des Schnabels“*
17 • *Der Fünfhänder*
18 • *Der weiße Fürst*
20 • *Der Gesundheitspolizist*
21 • *Der Schnelläufer*
22 • *Meister im Schleichen*
23 • *Das Tigerpferd*
25 • *Der Miniaturdrachen*
26 • *Der graue Koloß*

SEITE

- 27 • *Der Lustriese*
28 • *Dichtung und Wahrheit um den König*
30 • *Fliegende Straßenkehrer und Totengräber*
31 • *Gehörnte Riesen*
32 • *Das lebende Fossil*
33 • *Der gekrönte Kranich*
34 • *Wandelnde Türme*
36 • *Gänseklein*
37 • *Memento mori*
38 • *Der Freifischer*
39 • *Die seltsame Duftquelle*
40 • *Das Rätselwesen*
41 • *Jedermanns Feind*
43 • *Silberflocken des Meeres*
44 • *Artisten*
45 • *Spuk*
46 • *Kleiner böser Liebling*
47 • *Der Heimtücker*

WER WEISS, WIE EINE *K*ATZE SCHNURRT?

Der Katze gegenüber bestehen in der Allgemeinheit zwei sehr verschiedene, hart getrennte Auffassungen und Einstellungen, die Sympathie und Antipathie bekunden, so daß sich zwei Gruppen, nämlich die der Katzenfreunde und die der Katzenfeinde, gebildet haben; eine Tatsache, die trotz aller Neutralitätsbestrebungen auch in dem ständig hin- und herwogenden Kampf der Tierschützer um den Katzen- und Vogelschutz ihren Niederschlag findet. Bei der Beurteilung des Wertes und Unwertes unserer Hauskatze ist es notwendig, daß man ihr Gerechtigkeit widerfahren läßt und an ihr eine sachliche Kritik übt mit dem Bestreben, ihre Wesenseigenheiten zu ergründen. So betrachtet, schneidet die Katze günstig ab.

Bei einer sachlichen Beurteilung der Hauskatze dürfen wir die Abstammung und die von den Stammeltern ererbten Eigenschaften nicht unberücksichtigt lassen; außerdem werden wir eingedenk bleiben müssen, daß jedes Tier seinem Naturtriebe nachgeht und auf die Funktionen seines Körpers und seiner Glieder angewiesen ist. Die Katze ist von Natur aus ein Schleichraubtier, das sein Opfer überlistet und durch plötzlichen Zusprung überwältigt und tötet, während der Hund wie seine wilden Stammväter als Hetzraubtier sein Opfer durch ermüdenden Lauf erjagt und demgemäß über völlig andere Bewegungsformen verfügt. Zudem ist die Katze ein Krallentier, der Hund aber ein Beißtier, womit zum Ausdruck gebracht werden soll, daß bei der Katze als Hauptglied die Tatze und als Reserveglied das Gebiß in Frage kommt, während beim Hund das umgekehrte Verhältnis besteht. Im Anschleichen und Überlisten der Beute liegt zweifellos etwas Verschlagenes, Hinterhältiges und Heimtückisches. Daß sich solche Art des Nahrungserwerbes zu einem gewissen Teil auch im Wesen und Charakter eines Tieres ausprägen muß, dürfte erklärlich erscheinen. Dennoch wird jeder sachlich eingestellte Tierfreund und Kenner unserer Hauskatze auf Grund vieler Erlebnisse und Erkenntnisse bestätigen können, daß sie frei von Falsch und Tücke ist und im Umgang mit dem Menschen sich als treuer, anhänglicher und liebenswerter Hausgenosse er-



weist, allerdings in ganz anderer Weise als der ihr art- und wesensfremde Hund.

Wo die Katze als Hausgenosse nicht nur geduldet wird, wie es leider vielfach der Fall ist, entfaltet sie alle Vorzüge und Tugenden ihres Wesens. Ihrem Pfleger gegenüber kann sie sehr anschmiegsam, treu und ergeben sein; dennoch vermag sie ihre angeborene Souveränität und Unnahbarkeit nicht zu verleugnen und kann über uns hinweg oder durch uns hindurchsehen als seien wir aus Glas. Ihr Einsiedlertum mag der Grund des geringen Anschlußbedürfnisses sein. Sie ist sich immer selbst genug. Und wenn sie genußsüchtig der Ruhe pflegt und behaglich die Wärme genießt, braucht sie keine liebende Hand. Dennoch hat sie ein großes Bedürfnis nach Zärtlichkeit; wer hat es nicht schon erlebt, daß sich das Kätzchen immer wieder der streichelnden Hand entgegendrängt oder sich wohligh

an unseren Beinen das Köpfchen reibt, um geliebtest zu werden.

Eine seltsame Eigenheit der Katze lernen wir in der Fähigkeit kennen, bei einem Sprung stets auf die Beine zu fallen, wobei ihr die geschmeidige Beweglichkeit ihres Körpers und der als Balancierstange wirkende Schwanz vortreffliche Dienste leisten. Da die Katze zum Klettern befähigt ist und daher gerne Bäume ersteigt, kann diese Fähigkeit des Auf-die-Beine-Fallens als zweckmäßige Anpassung an das Kletterleben gedeutet werden.

Vor einigen Jahren schrieb mein Freund Paul

Eipper in einem Brief an mich einen kurzen Satz, der mich etwas außer Fassung brachte: „Bitte, schreibe mir einmal, wie eine Katze schnurrt!“ Da ich diese einfache Frage nicht beantworten konnte, ging ich zu einem der bedeutendsten, im gleichen Orte tätigen Haustierforscher und legte ihm diese Frage vor. „Das weiß ich nicht!“ war die Antwort. Alle Erklärungsversuche mißlingen. — So gehen wir täglich an Dingen vorbei, die uns geläufig erscheinen, deren Ursachen wir aber nicht zu erklären vermögen! Wer weiß, wie eine Katze schnurrt? Die Wissenschaft nicht!

EIN NACHRUF

Wenn das Wort Luchs fällt, wird mancher Tierfreund mit Wehmut daran denken, daß dieses schöne kraftstrotzende Raubtier nicht mehr zur deutschen Tierwelt gehört, weil seine Art vor etwa hundert Jahren durch das letzte zur Strecke gebrachte Stück aus unserer Heimat getilgt wurde. Als kläglicher Rest dieser ehemaligen Raubtierherrlichkeit hat sich bei uns lediglich die häufig angewandte Redensart erhalten: „Er hat Augen wie ein Luchs.“

Wenn vor dem zweiten Weltkrieg ein Luchs einmal von Polen und Litauen nach Ostpreußen und aus den Donauländern nach Oberbayern eingewandert war, so handelte es sich in keinem Falle um deutsche Luchse, son-

dern um Fremdlinge mit deutschem Bürgerrecht. Wir haben sichere Belege für den Nachweis, daß der Luchs im Mittelalter in deutschen Landen überall ein häufiges Raubtier gewesen ist. Ende des 18. Jahrhunderts war er in Bayern sogar noch eine geläufige Erscheinung, während um die gleiche Zeit in Thüringen die letzten Stücke der Kugel zum Opfer fielen. Die beiden letzten Luchse im Harz wurden bei Wernigerode in den Jahren 1817 und 1818 erbeutet, während er sich in der Schwäbischen Alb bis zum Jahre 1846 halten konnte und der letzte oberbayrische Luchs im Jahre 1850 gestreckt wurde. Bei unseren österreichischen Nachbarn konnte sich der edle Raubritter noch länger halten, denn in

Tirol fiel der letzte Luchs im Jahre 1872 und in Steiermark sogar erst im Jahre 1892.

Allerdings gibt es noch Bestände dieser Großkatze in Europa, wenn es sich auch nur um Restbestände handelt; wir finden sie noch in Skandinavien, in Polen und Rußland sowie in den Karpathenländern. Die erzielten Jahresstrecken in diesen Gebieten lassen den erfreulichen Schluß zu, daß für unseren Freund mit den Schlitzaugen und den Pinselohren in diesen Gebieten noch nicht die Gefahr der Ausrottung besteht, zumal ihm durch gesetzliche



Schutzmaßnahmen in bestimmten Reservaten eine bleibende Freistatt zugesichert wurde.

Als echtes Felsen- und Waldtier bewohnt der Luchs zusammenhängende, ruhige gebüschreiche Waldungen in der Ebene und im Gebirge, doch nicht in Rudeln oder Trupps, sondern einzeln oder paarweise, da er ungesellig ist und seinen räuberischen Lebensweg gern als Einsiedler geht. Nur wenn in ihm die Minne erwacht, sucht sich der Luchskater seine Partnerin, und dann schallt im Januar und Februar das einsame Gewälde wider von dem erschrecklichen Gekreisch und Geheul der Brautleute, das den Lärm jeder Katzenhochzeit in den Schatten stellt. Die nach einer Tragzeit von zehn Wochen in einem geschützten Schlupfwinkel zur Welt kommenden 2—3 Jungkätzchen tragen meist ein weißliches Wollkleid, das von dem braunen Fleckenkleid ihrer Eltern auffallend absticht.

Tagsüber ruht der Luchs im dichtesten Unterholz des Waldes. Zur Nachtzeit geht der mit äußerst scharfen Sinnen ausgestattete Buschräuber seiner aus Haar- und Federwild aller Art bestehenden Nahrung nach. Auf seinem Beutezug schlägt er alles Getier, das er nur

eben zu überwältigen vermag, bis zur Größe von Reh- und Auerwild. Nur selten soll er sich an Rot- und Elchkälbern sowie Wildschweinfrischlingen vergreifen, weil er die hartnäckige und vielfach erfolgreiche Abwehr der Muttertiere fürchtet. Wenn der Luchs äußerlich auch schwer, plump und weniger anmutig als die anderen Katzenarten erscheinen mag, so benimmt er sich auf dem Beutezug doch außerordentlich gewandt, wobei er vielfach sogar das Wild mit Riesensprüngen hetzt, bis es ihm ermattet in die mörderischen Fänge fällt.

Die Jagdschädlichkeit des Luchses ist stark übertrieben worden; in großen Waldgebieten kann er keinen fühlbaren Schaden anrichten, denn er schlägt und würgt nur so viel, wie er zu verzehren imstande ist. Bei seiner angeborenen Scheu und Vorliebe für die Waldeinsamkeit ist auch keineswegs zu fürchten, daß er unseren vierbeinigen und geflügelten Hausgenossen gefährlich wird. Aus diesen Gründen wäre es zu wünschen, wenn diese stattliche edle Wildkatze in den deutschen Wildbahnen wieder Eingang fände, sei es auch nur in beschränktem Maße.

BUSCHRÄUBER IM FLECKENKLEID

In seinem auffallenden Fleckengewand besitzt der Leopard eine so ausgezeichnete Tarnfärbung, daß dieser Buschräuber manchmal schon auf wenige Meter in seiner Umwelt, dem sonndurchfluteten Busch, völlig verschwindet, so daß er nicht mehr erkennbar ist. Wie oft ist es unseren Waidmännern im schwarzen Erdteil vorgekommen, daß sie von ihrem mit schärferen Sinnen ausgestatteten schwarzen Begleiter aufgefordert wurden, zu schießen, wenn die gefürchtete Fleckenkatze in kürzester Entfernung vor ihnen im Busch Kampfstellung angenommen hatte, ohne daß der weiße Mann in diesem Augenblick höchster Gefahr seinen Feind trotz angestrengtesten Spähens erkennen konnte.

Vielfach wird der Fachmann nach dem Unterschied zwischen Leopard und Panther gefragt und damit vor die Beantwortung einer recht schwierigen Frage gestellt. Einen Unterschied zwischen beiden gibt es im zoologischen System nicht. Dagegen werden beide Formen seit Jahrzehnten im Tierhandel unterschieden und sie



gelangen unter diesem Namen auch zum Verkauf. Nach Ansicht der Tierhändler kommt der Panther auf dem asiatischen und der Leopard auf dem afrikanischen Kontinent vor. Zwar vermögen manche alten Tierhändler und Tiergärtner auf den ersten Blick festzustellen, aus welchem engeren Verbreitungsgebiet diese Fleckenkatzen stammen, in Wirklichkeit gibt es aber kein Merkmal, das bestimmend für die eine oder andere Form gelten kann.

Mit Recht wird der Leopard in seiner Heimat für das gefährlichste und gewandteste Raubtier gehalten. Er kommt gewissermaßen überall und nirgends vor, aber immer zeigt er sich in höchstem Grade angriffslustig, und da er wesentlich schneller und gewandter ist als seine größeren Vettern, der Löwe und der Tiger, ist er allerorts sehr gefürchtet. Bei seinen verwegenen und überraschend geführten Angriffen entwickelt der Leopard dazu eine erstaunliche Frechheit. Jeder Afrikaner weiß davon seine eigene Geschichte zu erzählen. Mitten vom Dorfplatz oder vom Lagerfeuer oder von der Veranda des Bungalows hinweg holt dieser Buschräuber gern einen Hund, seine Lieblingsspeise, und ehe Jäger und Eingeborene zu den Waffen greifen, ist die Bestie mit ihrer Beute im Dunkel der Nacht verschwunden. Wegen der gummiartigen Gewandtheit und Elastizität ihres Körpers können diese Fleckenkatzen in unseren Zoos nicht in offenen Anlagen gehalten werden, da sie durch Überspringen in der Luft jeden Graben überspringen oder aber andere Schliche und Kniffe zum Ausbrechen benutzen. In der Freiheit jagt der Leopard vornehmlich Haar- und Federwild, soweit er es überwältigen kann, vom Hasen und Perlhuhn bis zum Riedbock und der Großtrappe. Eine merkwürdige Eigenheit ist das

Aufhängen von Kadaverresten seiner Beutestücke in dornigen Bäumen, um sie auf diese Weise vor tierischen Aasjägern, Hyänen, Schakalen und Geiern sicherzustellen.

Die Jagd auf den scharfzahnigen Räuber erfordert vollen Einsatz, wache Sinne und starke Nerven. Daß dennoch erfahrene und unbedingt zuverlässige Waidleute auf der Leopardenjagd zu schwersten Unfällen kamen, lehren folgende Tatsachenberichte glaubwürdiger Gewährsmänner. Als der amerikanische Forschungsreisende Akeley zur Aufstellung von Wachsgruppen für sein Heimatmuseum New York Großwild in Afrika beschaffte, wurde er von einem Leoparden so folgeschwer attackiert, daß er sein Leben nur mit Mühe durch Erwürgen der Bestie mit eigenen Händen retten konnte. Hierbei trug Akeley schwere Verletzungen davon, so daß er längere Zeit mit dicken Verbänden das Zelt hüten mußte. Wie durch ein Wunder entging er einer Blutvergiftung, da die Krallen der Großkatzen durch die ihnen anhaftenden Reste von Fleisch und Aas immer hochgradig infektiös sind. Ähnlich erging es dem Engländer Hall in Fort Smith im Kikuyulande. Als er nach einer schweren Verletzung durch einen Nashornbullen zum erstenmal wieder auf die Jagd ging, wurde er von einem, eine Herde Impallas (Antilopenart) anschleichenden Leoparden entschlossen angegriffen. Das Raubtier krallte sich an dem Jäger fest und teilte blitzschnelle Prankenhiebe aus. Hätte der schwarze Begleiter die wütende Bestie nicht vom Leibe seines Herrn heruntergeschossen, wäre ihm ein schreckliches Ende sicher gewesen. Lange hatte Hall mit der Heilung zu tun. Einige zerrissene Sehnen ließen als trauriges Andenken an diese Attacke eine dauernde Lahmheit zurück.

SPRINGBEUTLER

Wie gelangt das junge Känguruh in den Beutel der Mutter? Es ist dies eine Frage, die von der Allgemeinheit nur in geringem Maße beachtet wurde, aber dem Wissenschaftler von jeher das größte Kopfzerbrechen bereitete. Nach längeren Bemühungen konnte von einem Forscher in einem australischen Zoo eine aufsehenerregende Feststellung gemacht werden, die nicht nur Licht und Klarheit in den seltsamen Werdegang der ersten Jugendentwicklung der Beuteltiere

brachte, sondern auf dem Gebiete der Fortpflanzungsbiologie geradezu revolutionär wirkte. Mit Staunen beobachtete der australische Gelehrte, wie sich ein weibliches Riesenkänguruh der Länge nach auf den Rücken legte und den Unterleib mit der Zunge bespeichelte. Gleichzeitig aber bemerkte er, wie sich aus den Geburtswegen der Mutter ein blindes und völlig nacktes, wachsartig durchscheinendes, fingergliedlanges, stummelschwänziges, larvenartiges



Etwas von beklagenswerter Unvollkommenheit mit kurzen Gliederstummeln wurmartig langsam, millimeterweise den Weg auf der durch Speichel schlüpfrig und damit für die schwierige Passage geeigneter gemachten Bauchstrecke bahnte, um nach geraumer Zeit in der dunklen Hautspalte und schützenden Hülle der mütterlichen Beuteltasche zu verschwinden. Mit dieser Wahrnehmung war ein lange ungeklärtes Problem gelöst und mancher unverständliche Zusammenhang erkannt.

Was aber spielt sich in der Folgezeit im Beutel der Mutter ab? Nach dem Verschwinden in der Leibeshöhle tastet sich der Keimling zunächst an die an der Bauchwand gelegene milchspendende Quelle. Auch hier hat die Natur bestens vorgesorgt. Die knollenartig erweiterten Zitzen werden von dem Würmchen erfaßt, und nun bleibt es lange Wochen daran festgesogen, um heranzureifen. Dabei sind die Zitzen der Mundhöhle des Kleinen so genau angepaßt, daß beide gewissermaßen zusammenwachsen; ein Druckmuskel der Mutter sorgt für regelmäßige Speisung des kleinen Erdenbürgers, der sich um nichts zu kümmern braucht; denn die Mutter spritzt ihm den lebensnotwendigen Saft immer rechtzeitig und ausreichend in die Mundhöhle. Monatelang braucht so das junge Känguruh zu

seiner Entwicklung, bis sich uns das aus den Zoos so vertraute Bild des aus dem Beutel hervorschauenden oder sogar schon kleine Spaziergänge in der mütterlichen Nähe unternehmenden Säuglings darbietet.

Als Musterbeispiel der Zweckmäßigkeitsleistung der Natur beansprucht das Känguruh zweifellos unser größtes Interesse, zumal zu dieser artenreichen Gruppe die größten Beutler überhaupt gehören, aber auch Formen, die über die Größe einer Ratte nicht hinauskommen. Um die weiten Flächen ihrer Heimat durchzueilen zu können, verlieh ihnen die Natur keine Laufstelzen mit Hufen oder ähnlichen Gebilden, sondern sie verlängerte und verstärkte die Hintergliedmaßen auf Kosten der vorderen zu ungeheuren Springbeinen und gab ihnen einen langen, muskulösen Schwanz zum sicheren Steuern und zur Erhaltung des Gleichgewichtes bei der hüpfenden und springenden Fortbewegungsweise. Auf Kosten des fehlenden Daumens hat sich die Mittelzehe riesenhaft entwickelt und trägt einen mächtigen Hornnagel, der als gefährliche Waffe erfolgreich gebraucht wird. Besonders originell aber ist der Einfall der ideenreichen Natur, daß sie den Känguruhs zur Fellreinigung und zum Kratzen regelrechte Putzpfötchen in Form von zwei zurückgebildeten und zusammengewachsenen, doppelkrallig bewehrten, nach außen gewachsenen Zehen mit auf den Lebensweg gegeben hat. Höchst seltsam mutet die langsame, laufende Fortbewegung dieser Springbeutler an, da die Tiere sich dabei auf die kümmerlichen Vorderläufe und den Schwanz stützen, während die langen Hinterläufe unbeholfen und bedächtig vorgeschoben werden. Auch ihre aufrechte Sitzhaltung ist im höchsten Grade sonderbar, weil dann Hinterbeine und Schwanz als Dreibeck benutzt werden, während die sehr zweckmäßig zur Nahrungsaufnahme dienenden winzigen Vorderbeine schlaff und hilflos herabhängen.



DACKEL UND DACKELINE

„Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt schwankt ihr Charakterbild in der Geschichte!“ Auf kein anderes Geschöpf auf dem weiten Erdenrund paßt dieses abgewandelte Schillerwort wohl besser als auf den Dackel. Was so ein Hundevieh an Eigennutz und Trotz, an Niedertracht und Bockbeinigkeits zu leisten vermag, kann nur der ermessen, der selbst einmal einen Dackel besessen hat. Ein großer, aufrichtiger Tierfreund sagte einmal von diesem Vierbeiner, er bestände aus „konzentrierter Gemeinheit.“ Indes: bei allen Untugenden zeigt unser kleiner Freund so viel lobenswerte Eigenschaften und daneben eine Fülle humorvoller und spaßiger Äußerungen im Wesen und Gebaren, daß man dem drolligen Gesellen mit dem verschmitzten Lausbubengesicht nicht böse sein kann. Wen einmal sein Dackel bis zur Weißglut geärgert und gekränkt hat, der blicke ihm nur in die treuen bernsteinbraunen Augen, um wieder voll versöhnt zu sein!

„Ich hatte einen Dackel“, so fangen tausend Geschichten über unseren kleinen Helden an und gehen dann so weiter: „der parierte aufs Wort, aber nur, wenn er wollte.“ Meist will aber ein Dackel nicht und so kommt es, daß in manchen Familien und Haushaltungen ein heilloses Durch-

einander an Meinungen und Ratschlägen über die Abrichtung und Haltung ihres „Waldmanns“ — so heißen die meisten Dackel — besteht. Wegen seiner Charaktereigenschaften weiß man selbst in Fachkreisen nicht recht, soll man ihn für unerbunden oder charakterfest halten.

Ich hatte einen Dackel, der wegen geringfügiger Auseinandersetzungen aufs tödlichste beleidigt war und sich, ganz nach Lage und Schwere des Falls und seiner Auffassung stunden-, ja tagelang mit dem Kopf zur Ofenecke legte, seine Hinterseite zeigte und durch nichts, aber auch gar nichts zu bewegen war, diese Lage zu verändern. Hatte er aber ausgebrummt, kam er selbst wieder zu mir und war dann der heitere und liebenswerte Hausgenosse — bis zum nächsten Brummen. Dieser Dackel konnte monatelang allein im Hause belassen werden, ohne den geringsten Schaden anzurichten, bis dann doch einmal ein schwarzer Tag für die Familie heraufdämmerte. Als wir alle einmal ausgegangen waren, vernichtete dieser Unhold nicht weniger als vierzehn Paar Stiefel der gesamten Familie in einem Zeitraum von vier Stunden und in einer Weise, daß kein Paar zu reparieren war.

Jeder Dackelhalter weiß, daß sein Zögling gern weich gebettet liegt und daß er sich den schönsten Platz im ganzen Zimmer zu sichern weiß. Man kann getrost eine Wette abschließen: Wenn ein Dutzend Schmuck- und Polsterkissen im Zimmer vorhanden sind: unser Dackel wird unter Garantie das weichste zu seinem Ruhelager erwählen, und wenn man ihn hundertmal am Tage von diesem Kissen verscheucht, er wird auch dann noch seine Vorliebe für diese eine Lagerstatt bekunden.

Es ist nicht zu viel gesagt, daß es für einen Dompteur leichter ist, einen Tiger zum Seiltanzen zu bringen, als einen Dackel zum Gehor-



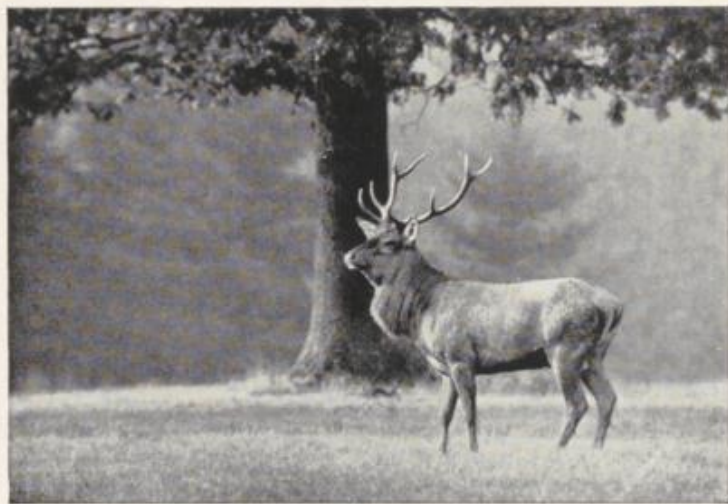
sam. Ich habe Belege dafür, daß ein Dackel selbst den König der Tiere, Seine Majestät den Löwen, nach Willkür beherrschte. Meine Erlebnisse verdanke ich Hagenbecks Tierpark und den Zoos in Leipzig und Münster. In jedem Fall war einem jungen Löwen ein Spielgefährte in Gestalt eines Dachshundes beigegeben, und in jedem Fall wuchs sich der Löwe zu seiner stattlichen Größe aus, während der Dackel zwerghaft klein blieb. Dennoch beherrschte der winzige David den reckenhaften Goliath völlig. Wenn der Löwe an einem schattigen Platz seines Käfigs ruhte, auf dem der Dackel liegen wollte,

biß er das gewaltige Tier so lange in den Schwanz oder in die Seiten, bis sich der König erhob und dem kleinen Kläffer seinen Platz überließ. Oft kletterte der Dackel auch auf den Rücken der Großkatze oder schlief den Schlaf des Gerechten zwischen den mörderischen Vorderpranken des gefürchteten Raubritters. Wenn der gelbe Riese seinen gewohnten Verdauungsspaziergang einstellen sollte, sprang ihm der Dackel einfach an den Kopf und biß ihm in die Lippen oder in die Nase, bis sich die Großkatze niederfallen ließ, um Ruhe vor ihrem Peiniger zu haben. Ja, ein Dackel weiß, was er will!

DIE NEUE *K* RONE

Mancher von uns erinnert sich aus der Biologiestunde seiner Schulzeit, daß der erwachsene Rothirsch sein Geweih im Februar abwirft, wonach dieser Monat von unseren Altvorderen „Hornung“ genannt wurde. Jüngere Rothirsche werfen später ab, wie auch das Damwild sein Geweih erst zwei Monate später wechselt, weil es erst im November, also zwei Monate nach dem Rotwild, zur Brunft schreitet. Nach dem Abwurf der Geweihstangen bilden sich auf den „Rosen“ genannten Umwallungen des Stirnbeins runde, dunkle, knuffige Gebilde, die mit einer dünnen, kurz- und dichtbehaarten Nährhaut, dem sogenannten „Bast“, überzogen sind und sich heiß anfühlen, weil in ihnen das Blut zirkuliert. Der Neuaufbau des Geweihs erfolgt nun je nach dem Alter des Stückes in etwa sechs Monaten bis zu einem gewissen Entwicklungsstadium. Ist das Wachstum abgeschlossen, so wird die Zufuhr von Kalksalzen so reichlich, daß die in der Anlage verlaufenden Gefäße sich verstopfen. Die von der Halsschlagader erfolgende Blutspeisung des nun „in den Kolben“ stehenden Geweihs hört auf, eine Erhärtung erfolgt, und die plüschartige Oberhaut, der

„Bast“, löst sich in langen, welken, hautartigen F tzen ab; ein Vorgang, den der Hirsch durch Reiben und Scheuern an Stämmen und Ästen noch unterstützt, was der Waidmann mit „Fegen“ bezeichnet. Der Geweihaufbau ist vollendet, und der „edle Hirsch“ steht im blanken Schmuck seiner Waffe auf dem Brunftplatz. Nach etwa fünf Monaten tritt durch Zerfall der Gewebe eine Lockerung und Ablösung des Geweihs vom Rosenstock her ein, die schließlich zum völligen Abwurf der Stangen führt. Die Entwicklung im Kreislauf des Jahres ist abgeschlossen, und der Vorgang vollzieht sich von neuem in der



beschriebenen Weise, nur, daß jüngere Hirsche ihr Geweih weiter entwickeln, also gewöhnlich einige Enden mehr ansetzen, wenn sie nicht durch schlechte Äsungsverhältnisse in der Geweihbildung stehen bleiben oder sogar zurücksetzen. Warum die Natur für die männlichen Hirsche eine so große Arbeitsleistung und Kraftverschwendung vorgesehen hat, konnte trotz vieler Erklärungsversuche noch immer nicht einwandfrei gedeutet werden.

Einem Irrtum sei hier entgegengetreten. Vielfach besteht die Ansicht, daß das Geweih des Hirsches in jedem Jahr eine „Sprosse“ mehr ansetzt, und daß durch dieses gesetzmäßige Wachstum das Alter seines Trägers genau bestimmbar ist. Nichts ist so irrig und abwegig wie diese Meinung. Zwar bestehen gewisse innere Beziehungen zwischen dem Alter und dem Wachstum des Geweihs, aber nur sehr geübte Kenner vermögen das Alter nach dem Kopfschmuck des Hirsches festzustellen. Die Wildmarkenforschung hat einwandfrei erwiesen, daß schon ein zweijähriger Bock ein guter Sechser sein kann, während dreijährige Böcke im Aufbau ihrer Krone manchmal nicht über die

Spießer- und Gablerstufe hinauskommen. Der Waidmann spricht dann von „Zukunftsböcken“. Gänzlich anders im Aufbau und in der Struktur als das Hirschgeweih ist der Kopfschmuck der Horntiere oder Hohlhörner geartet. Bei diesen, aus den Familien der Rinder, Ziegen, Schafe und Antilopen bestehenden Huftieren entspringt dem Stirnbein des Schädels ein fester Knochenzapfen, der von einer Hornscheide umwachsen ist. Diese Hörner sind keinem Wechsel unterworfen, sondern werden zeitlebens getragen. Unsere Ausführungen über den Aufbau des Gehörns waren notwendig, um sie in Gegensatz zu der gänzlich anders gearteten Entwicklung und Struktur des Hirschgeweihs zu setzen. Gleichzeitig können wir aus unserer Betrachtung ersehen, daß vielerlei interessante Zusammenhänge in der belebten Natur bestehen, die uns manchmal abwegig und widersinnig erscheinen mögen, bei näherer Betrachtung aber meist eine bestimmte Zweckmäßigkeit zur Erhaltung und zum Schutze der Art und des Geschöpfes erkennen lassen. Für den Geweihwechsel des Hirsches gibt es eine solche Erklärung noch nicht.

KINDER DER *B*ERGWELT

Trotzig ragen die Gipfel des Atlasgebirges in das tiefe Blau des nordafrikanischen Himmels. Nordwärts blicken seine zerrissenen Höhenzüge in die schimmernden Fluten des Mittelmeers. Der mächtige Südhang zeigt eine wildromantische Gebirgswelt mit steilabstürzenden Graten und Klippen und einem Wirrsal ausgedehnter Geröll- und Steinfelder. Das ist die Heimat des stattlichen, genügsamen Mähnschafs, eines Kletterkünstlers von hohen Graden. Nur einige Monate spenden ihm saftiggrüne Hänge Äsung, dann verdorrt jeglicher Pflanzenwuchs unter dem Gluthauch der benachbarten endlosen Sandebene der Sahara.

Das Mähnschaf ist ein sehr stattliches Geschöpf. Vornehmlich Böcke dieser sandsteinfarbenen Alpinisten tragen am Unterhalse und an der Vorderbrust eine lange, wallende Mähne, die bei jedem Schritt und besonders beim Springen schleierartig wogt und wallt. Außerdem tragen die Böcke ein schweres, halbkreisförmig nach hinten gedrehtes, fein quengeriffeltes Gehörn, das besonders bei den hartnäckigen Kämpfen der Böcke, aber auch bei der Vertei-

digung gegen Feinde, als nicht zu unterschätzende Waffe gebraucht wird. Das Verbreitungsgebiet des Mähnschafes wird gewöhnlich vom Atlasgebirge bis zum nubischen Gebirge an den Nilkatarakten angegeben. Es ist wenig bekannt, daß dieses imposante Wild auch auf den mitten in der Sahara gelegenen, bis 2000 m hohen Gebirgsmassiven, z. B. auf dem Air- und Tibestigebirge, vorkommt, wo es sogar durch besondere Unterarten vertreten wird. Erst aus neuerer Zeit wissen wir, daß das Mähnschaf sogar in der offenen Wüste auftritt.

In ihrer Sinnesschärfe und ihren körperlichen Leistungen stehen die Mähnschafe dem Steinvild kaum nach. Mit Begeisterung berichten die Forscher von seinen bewundernswerten Spring- und Kletterkünsten auf den Hängen und Halden der einsamen Bergwelt. Klippen und Grate bilden kein Hindernis für ihre stählernen Läufe, Spalten und Schluchten werden mit erstaunlich weiten und sicheren Sprüngen überquert und Schotterhalden in reißendem Lauf genommen. Beim Klimmen an steilen Wänden scheinen die Tiere am Fels zu kleben, da die geringsten Vor-

sprünge ihren feinen, spitzen Hufen Halt gewähren. Bei ihren weiten Sätzen scheinen sie die Verbindung mit dem Boden zu verlieren und in der Luft zu schweben. Stürmen die Tiere aber über den ebenen Boden, so gleicht ihre langgestreckte Gestalt bei der Schnelligkeit des Laufes nur einem Schatten.

Kein Wunder, daß die Jagd auf dieses Edewild überaus schwierig ist, nicht nur wegen seiner Scharfsinnigkeit und der körperlichen Vorzüge, sondern weil sie auch an den Jäger die größten Anstrengungen und Entbehrungen stellt. Zudem hat die Natur dem Mähnschaf einen vorzüglichen Schutz gegeben durch Anpassung seiner Haarfarbe an die Umgebung, der es so verblüffend ähnlich sieht, daß der englische Reisende Buxton, der längere Zeit bei Biskra und el Kantara auf Mähnschafe jagte, berichtet, daß er einmal in völlig kahlem Terrain eine Senkung, die außer einigen kleinen Wacholderbüschen nicht die geringste Deckung bot, einige Minuten mit dem Feldstecher absuchte, ohne das Geringste wahrzunehmen. Als er aber aufstand, sprang kaum fünfzig Meter von ihm entfernt ein Mähnschaf mit zwei Jungen auf und ging



flüchtig. Geübte Waidleute sowie die Araber lauern diesem Gebirgswild daher an der Tränke, d. h. an den spärlichen Quellen seiner Heimat auf, um es aus dem Hinterhalt mit der Kugel zu überlisten. Nach Angaben glaubwürdiger Gewährsmänner besucht das auch in der Ernährung sehr genügsame Mähnschaf die Wasserstellen zum Schöpfen nur in Abständen von vier bis fünf Tagen. Als Feinde dieses von den Arabern „Aroui“ genannten Bergwildes kommt neben dem Menschen allein der Leopard in Frage, der es aus dem Hinterhalt an der Tränke beschleicht und durch Zusprung überwältigt.

IMMER IM FRACK

Über die weite Fläche der Arktis hallt ohrbetäubendes Geschrei. Das Gekreisch verdichtet sich zu infernalischem Lärm, aus dem nur einzelne in der Nähe ausgestoßene Laute vernehmbar sind. In Jahresschichten übereinander liegt weit im Gelände kostbarer Guano. Wir sind in einer Brutkolonie von Pinguinen. Trotz des planlosen Durcheinanderlaufens der vielen tausend Vögel herrscht Ordnung und System in diesem Wirrwarr, denn die Kolonie ist in räumlich getrennte Brutflächen mit Gängen aufgeteilt. Doch der Eigentumsbegriff ist den drolligen Gesellen fremd, denn nicht nur Eier, sogar Jungvögel werden von den Lediggebliebenen ihres Stammes fortgetragen und zu eigen genommen. Während die kleineren Arten dieser

seltsam gestalteten Kunstschwimmer in lose zusammengesetzten regelrechten Nestern brüten, wird das einzige Ei des Kaiser- und Königspinguins in einer am Leibesende zwischen den Beinen sich bildenden Hautfalte erbrütet, wo sich auch das fast nackt zur Welt kommende Junge in den ersten Lebenswochen aufhält. — Vater und Mutter teilen sich in die Arbeit des Brütens und des Fütterns. Schon nach drei Monaten hat das Junge die Größe seiner Eltern erreicht, doch wird sein dickes, wolliges, dunkelbraunes Flaumkleid erst nach einem Jahr mit dem schmucken Gewand der Eltern vertauscht. Da das Daunenskleid bis zur ersten Mauser Wasser saugt, und die Jungen bei einem Ausflug ins Meer untergehen würden, sind die Alten ängstlich besorgt,



jedes vorwitzige Bad ihres Nachwuchses in diesem Entwicklungsstadium zu verhindern.

Aber auch in diesem brodelnden friedlichen Reiche herrscht das Prinzip des Fressens und Gefressenwerdens. Manchmal gewahrt der Reisende in den stillen Buchten des Südpolarmeers Hunderte und Tausende von schwimmenden Pinguinbälgen: — sie sind das Werk des räuberischen Seeleoparden, einer weit über drei Meter lang werdenden Robbenart jener Gebiete. Unter dem Wasserspiegel verborgen lauert der listige Räuber auf Beute. Pfeilschnell gleitet eine Schar Pinguine über die blinkende Flut; einer von ihnen wird von dem Mörder gepackt. Weit aufgerissen klafft der Rücken des unglücklichen Opfers, doch fest wird es von dem nadelspitzen Gebiß umklammert, so daß der zappelnde Vogel sich buchstäblich aus seiner eigenen Haut herauschält. Den Balg aber schleudert die Fleckenrobbe in die schäumende Flut, wo sie in Mengen in die stillen Buchten geschwemmt werden.

Die mit plumpen, menschlich-komischen Bewegungen dahinwatschelnden Pinguine bieten ein höchst seltsames Bild. Ihre beschwerliche Gangart ist leicht erklärlich; da ihre Beine ans Hinterleibende verlagert sind, müssen sie sich hochaufgerichtet bewegen, um beim Laufen das Gleichgewicht zu halten und den Körper zu tragen. Die unbeholfene Gangart läßt gleichzeitig vermuten, daß die feste Erde nicht das Bewegungselement dieser kleinen Wichtelmänner sein kann. Ein Blick auf ihren Körperbau lehrt denn auch die innige Zweckanpassung an das Wasserleben, und sie verstehen sich in der

blanken Flut tatsächlich mit der gleichen Schnelligkeit, Gewandtheit und Sicherheit zu bewegen wie der Vogel in der Luft. Ihr spindelförmiger Körper durchschneidet das Wasser wie ein Torpedo, die ans äußerste Körperende verlagerten, mit starken Ruderflossen versehenen Beine dienen als Steuer, mit den zu Flossen umgewandelten Fittichen vermögen sie sich pfeilschnell fortzubewegen, und die zu kleinen Schuppen umgebildeten Federn ermöglichen ein rasches, hemmungsloses Durchgleiten der Fluten.

Pinguine sind fast ausschließlich Bewohner der südlichen Erdhälfte, doch die Annahme, sie würden nur im südlichen Eismeer angetroffen, ist irrig. Eine zwerghafte Form bewohnt sogar die fast unter dem Äquator gelegenen Galapagosinseln, während der häufiger in unsere Zoos gelangende Brillenpinguin in Südwestafrika und nordwärts gleichfalls bis an die Grenze der Tropen verbreitet ist. Der stattliche Königspinguin lebt, jagt und liebt in der Inselwelt der nördlichen Antarktis. Nicht unerwähnt darf der weit über einen Meter hoch und 75 Pfund schwer werdende Riese unter den Pinguinen bleiben, der nur einigemal seit 1933 lebend in der Gefangenschaft gezeigte, sogenannte Kaiserpinguin. Er ist ein Bewohner des sechsten Erdteils, des antarktischen Festlandes, und wohl überhaupt jenes Geschöpf, das am weitesten in den Gefilden des ewigen Südpolareises verbreitet ist. Er ist jener Warmblüter, der die meisten Kältegrade vertragen kann. Eine Kälte-temperatur von 50 Grad ist in seiner Heimat keine Seltenheit, und man fragt sich, wie diese Geschöpfe ihren Nachwuchs vor der eisigen Kälte zu schützen vermögen. Eine englische Südpolar-expedition hat hierüber Aufschluß gegeben, die die einzige bisher bekannt gewordene Brutkolonie dieser wundersamen Vögel am Cap Crozier besucht hat. Nach den Beobachtungen dieser Forscher soll die Sterblichkeit durch erfrorene Eier und Junge nicht weniger als 77 Prozent betragen. Tausend Kaiserpinguine brachten nur gegen 33 Junge groß, so daß anzunehmen ist, daß diese Vögel ein sehr hohes Alter erreichen, um die Art zu erhalten.

TREUE *D*IENER

Es gibt unter den Großtieren wertvolle Geschöpfe, die sich der Mensch in der Frühzeit dienstbar gemacht hat, und auf die er nicht mehr verzichten kann; so stark ist er auf sie angewiesen, daß er ohne sie zugrunde gehen würde. Eine ganze Anzahl solcher aus Wildlingen gezüchteter Hausgenossen ermöglicht noch heute vielen Völkern das Dasein. Wir wissen, daß die Kamele, nämlich das Trampeltier und das Dromedar, zu den nützlichsten und wertvollsten Haustieren auf dem ganzen Erdenrund geworden sind. Eine ähnliche Rolle spielen das Lama und das Alpaka für viele Gebirgsvölker Südamerikas. Auch das Renttier, der einzige Hirsch, den sich der Mensch nutzbar zu machen verstand, ist heute für viele nordischen Völkerstämme eine Lebensnotwendigkeit. Uns allen sind das zweihöckerige Trampeltier aus Asiens Weiten und das einhöckerige Dromedar aus den Mittelmeerländern und Arabien zu geläufigen Erscheinungen geworden. Weniger bekannt aber ist die Tatsache, daß eine ganze Anzahl verwandter Vertreter unter dem Namen Neuweltkamele vereinigt werden, die sämtlich in Südamerika beheimatet sind, und zu denen als wildlebende Formen das Guanako und das Vikunja gehören, während das Lama und das Alpaka sich der Mensch nutzbar machte. Alle diese Kamele werden unter dem Namen „Schwielensohler“ zusammengefaßt. In allen Fällen handelt es sich um große Wiederkäuer mit kleinem, hornlosem Kopf, langem, schlanken Hals und zweizehigen Füßen ohne Afterklauen. Diese Schwielensohler treten nicht mit den Zehenspitzen auf wie die Huftiere, sondern mit dem letzten und vorletzten Zehnglied. Dem Endglied aber ist ein Nagel aufgesetzt. Um den Füßen die schwere Last des Körpers zu erleichtern, tragen die Füße starke, wie Polster wirkende Sohlenballen, die besonders beim

Trampeltier und Dromedar das Schreiten im Sande außerordentlich erleichtern. In früheren Erdzeitaltern gab es sehr seltsam gestaltete Arten von Kamelen, zu denen auch die teilweise mit einem Hängerüssel ausgestatteten Vorfahren des Lamas gehören.

Das auf unserem Bild dargestellte Lama haben sich die Gebirgsvölker Südamerikas in grauer Vorzeit als Haustier herangezüchtet, und noch heute wird es häufig in riesigen Herden auf den Hochebenen von Peru und Bolivien angetroffen. Ebenso wie andere Haustiere, tritt es in den verschiedensten Farben und Farbschlägen in Erscheinung. In erster Linie dient das Lama als unübertreffliches Saumtier in den Gebirgen, wo es im Laufen und Klettern eine geradezu erstaunliche Sicherheit und Gewandtheit zeigt. Mit einer Belastung von einem Zentner vermag ein Lama täglich fünfzehn bis zwanzig Kilometer zurückzulegen. Wie alle Kamele, trägt auch das Lama ein stark verlängertes Haarkleid, das zu hochwertiger Wolle verarbeitet wird. Und auch als Fleischtier spielt es eine beachtliche Rolle; einjährige Lamafohlen werden als erstklassige Leckerbissen sehr geschätzt. In unseren Tiergärten sind Lamas ständige Gäste, die sich nicht nur gut halten, sondern auch regelmäßig fortpflanzen. Junge Lamas sind auf hohe Läufe



gestellte, reizende Geschöpfe mit großen Samtaugen und zarten Kinderschnäuzchen. Sie sind noch nicht so reizbar wie ihre Eltern, die manchmal durch die gespaltene Oberlippe ihren halbverdauten Speisebrei dem Erreger ihres Unwillens entgegenspritzen. Es gibt aber viele Lamas, von denen diese Unsitte unbekannt ist. Es kann als erwiesen gelten, daß dieses Haus- und Nutztier aus dem Guanako hervorgegangen ist. Die wilde Stammform existiert noch heute in der Heimat des Lamas und trägt ein einfarbig gelbbraunes Gewand mit hellen Abzeichen. Als

weitere Haustiere aus der Familie der Kamele werden auf den Hochebenen von Bolivien und Südperu in riesigen Herden Alpakas gehalten. Ob dieses Tier aber ein gezähmtes Vikunja ist, das noch heute im wilden Zustand in Ecuador und Bolivien vorkommt, oder ob es sich um eine Kreuzung zwischen diesem und dem Lama handelt, bedarf noch der Aufklärung. Das Alpaka ist erheblich kleiner als das Lama, trägt aber wesentlich bessere Wolle, die schon von den Inkas sehr geschätzt und zur Anfertigung von kostbaren Tüchern und Decken verwandt wurde.

DER „VATER DES SCHNABELS“

Es war ein zoologisches und tiergärtnerisches Ereignis von weittragender Bedeutung, als im Jahre 1929 in Hagenbecks Tierpark Schuhschnäbel eintrafen und als erste in lebendem Zustand auf dem europäischen Kontinent gezeigt werden konnten. Kurz zuvor hatte der schwedische Forscher Bengt Berg die Allgemeinheit auf diesen gefiederten Sonderling aufmerksam gemacht, als er ihm unter Verwendung des Eingeborenen-

namens „Abu Markub“ ein ganzes Buch mit prachtvollen Bildern widmete. Aus mancherlei Gründen blieb und bleibt dieser walköpfung Riesenstorch eine Seltenheit. Zunächst besitzt er ein stark eingeengtes Verbreitungsgebiet, denn er bewohnt ausschließlich das Becken des Weißen Nils und das Nordostufer des Viktoriasees, dann aber tritt er nur paarweise und nicht häufig auf. Hinzukommt, daß sein Aufenthaltsort für den Menschen nahezu unerreichbar ist, bewohnt er doch ungeheure Sumpfniederungen, die durchsetzt sind mit Wasseradern, schwimmenden Inseln und undurchdringlichen Papyrus- und Schilfdickichten.

Hat Bengt Berg den „Abu Markub“ entdeckt? Nein. Dem Zoologen ist dieser Vogel ein alter Bekannter. Seine Entdeckung geht auf das Jahr 1849 und Mansfield Parkins zurück. Seit dieser Zeit ist er unter dem Namen „Schuhschnabel“ in Deutschland bekannt; die Engländer nennen ihn „Shoe bill“. Da mithin ein guter und bezeichnender Name für diesen Riesenstorch vorliegt, besteht kein Grund, ihn durch einen Eingeborenenamen zu ersetzen, der nicht nur fremdartig klingt, sondern für die Allgemeinheit unverständlich bleibt.

So ein Schuhschnabel ist ein höchst eigentümlicher Geselle. Auffällig ist vor allem der mächtige, sehr breite, seitlich aufgetriebene, an der Spitze mit einem scharfen Haken bewehrte Schnabel. Der holzschuhartigen Form dieses Gebildes verdankt das Tier seinen deutschen Namen, während die von Gould verliehene wissenschaftliche Bezeichnung *Balaeniceps* daran erinnern soll, daß der Kopf durch den massigen Schnabel Ähnlichkeit mit dem eines Wales besitzt. Den Ausmaßen des Schnabels ge-



mäß ist der Kopf sehr groß und der mit einem starken, kurzen Schopf versehene Hals kräftig entwickelt. Im übrigen hat der Vogel die Gestalt eines großen Storches, nur die Zehen zeigen eine dem Sumpfleben angepaßte auffallende Länge. Als Färbung kann ein schönes Aschgrau angegeben werden, das an Schwingen und Schwanz von einem tiefen Dunkelgrau abgelöst wird. Der sonderbare Schnabel trägt auf gelblichem Grunde eine schöne, braune Marmorierung und Wölbung, und die Augeniris ist ganz nach dem Alter des Stückes schwefelgelb bis grüngrau gefärbt.

Die versteckte Lebensweise gibt nur selten einem Besucher jener unwirtlichen Sumpfniederungen und morastigen Papyruswälder Gelegenheit, ein einzelnes Stück mit sonderbar eulenartigem Flug niedrig über die Rohrwildnis hinwegstreichen oder auf einem Termitenhügel Umschau halten zu sehen. Der äußerst scharfsinnige, scheue und argwöhnische Vogel meidet die Nähe des Menschen und erhebt sich bei jeder fremdartigen Erscheinung sofort über das Rohrdickicht, wo sein interessantes Flugbild mit dem S-förmig zusammengelegten Hals schnell den Blicken entschwin-

det. Als Nahrung dienen dem Schuhschnabel in erster Linie Fische, und unter ihnen, wie Bengt Berg in seinem Film lebenswahr darstellte und belegte, vornehmlich die interessanten Lurchfische; daneben aber auch Reptilien und Amphibien und selbst kleinere Säugetiere.

Über die Lebensweise des Schuhschnabels ist viel geschrieben und berichtet worden, aber manche Eigentümlichkeiten sind den Gewährsmännern doch verborgen geblieben. Noch in der letzten Auflage von „Brehms Tierleben“ lesen wir, daß der einzige Ton, den der Vogel von sich geben soll, ein lautes Knacken und Klappern mit dem Schnabel sei. Die Stücke in Hagenbecks Tierpark aber gaben bald nach dem Eintreffen in seltsamer Weise Hals, wobei auch die bis dahin unbekannte Schreckstellung beobachtet wurde. Der Vogel kauerte sich dabei tief herab, so daß die Brust den Boden berührte. Aus dem weit geöffneten Riesenfroschmaul aber ertönte zugleich ein helles, klingendes Bellen, das dem Gebell eines sehr kleinen Hundes nicht unähnlich klingt, eine Lautäußerung, die von der Wissenschaft bisher übersehen oder besser gesagt „überhört“ zu sein scheint. — Er ist ein eigentümlicher Geselle.

DER FÜNFHÄNDER

Unter dem scheinbar friedlich träumenden, geschlossenen Urwalddach herrschen Raub, Mord und Tücke. Grausam verfährt die Natur mit ihren Kindern, denn ein Geschöpf muß das andere erhalten. Der Kampf ums Dasein verlangt als mächtigste Lebensäußerung in der Natur gebieterisch sein Recht. Im verflochtenen Buschwerk ruht der König des brasilianischen Urwaldes, der Jaguar, im blanken Fleckenkleide. Nicht weit entfernt von seinem Lager liegen die Reste seines Nachtmahls, ein zerstückeltes Nabelschwein als schauriges memento mori in diesem Zaubergarten blühenden Lebens. Metallisch glänzende Schmetterlinge gaukeln über dem Blumenmeer. Buntfarbige Eidechsen schlängeln sich wie Perlenschnüre durch das Bodendickicht. Überall im Labyrinth der Schlingpflanzen schwirrt und flattert eine farbenprächtige Vogelschar. Ein Trupp kreischender Papageien zieht kletternd vorüber.

Hoch oben im Laubgang erscheint eine Schar schwarzer Affen mit hellen Abzeichen. Sie machen den Eindruck von Spinnen. Mit großer

Gewandtheit schwingen sich diese Trapezkünstler von Ast zu Ast und benutzen dabei ihren nach allen Richtungen tastenden Greifschwanz geschickt als „fünfte Hand“, ja, der eine oder andere pflückt sogar Früchte damit und führt sie sich zu Munde, um sie genießerisch schmatzend zu verzehren. Ein anderer dieser Klammeraffen hangelt geschwind von Ast zu Ast, wobei er eine geerntete Frucht mit dem Schwanz umklammert und als Reserve mit sich führt. Beim schnellen Durcheilen des Blätterreiches gewinnt der Beschauer den Eindruck, als wirbelten Arme, Beine und Schwanz regel- und wahllos durcheinander, doch herrscht in jeder Bewegung dieser Kletterkünstler eine große Gesetzmäßigkeit, sonst könnten die schwarzen Gesellen nicht mit so erstaunlicher Gewandtheit und Schnelligkeit das Geäst durchellen. Beim Betrachten dieser Spinnenaffen erinnern wir uns, daß der gleichfalls im brasilianischen Urwald beheimatete Wollaffe zur Vervollkommnung des Greifens im inneren Endteil des Schwanzes statt Haaren von tiefen Runzeln und Falten durchzogene nackte



Haut trägt. Langsam spielen sich die absonderlichen Vierhänder mit ihren Spinnenarmen aus der Szene. Da erschüttert ein Höllenkonzert das Urwaldweben: ein vielstimmiges, tieftönendes Gebrüll zerreißt die Luft. Das jede Tierstimme an Schauerlichkeit übertreffende infernalische Konzert wird von rotbraunen, zottigen Affen ausgestoßen, die in den Baumkronen hocken oder nach Früchten suchen. Zur Verstärkung ihrer Stimme ist bei diesen Brllaffen das Zungenbein zu einer trommelartigen Knochenkapsel erweitert, die als Schallbiase wirkt. Das Brllkonzert scheint den Tieren zur Unterhaltung zu dienen;

bei drohender Gefahr verstummt sofort der seltsame Urwaldpuk. Abermals erscheint eine Affengesellschaft, doch nicht schreiend und lärmend. Ihre Stimme gleicht vielmehr einem vogelartigen Singen und Zwitschern; fast weinerlich dringen die zarten Laute durch die heifeuchte Urwaldluft. Munter spielen diese Kapuzinerffchen in den Zweigen des Wipfelreiches, sich übermütig jagend. Beim Klimmen und Klettern, Hüpfen und Springen pflücken sie hier und da eine Frucht oder erhaschen mit schnellem Griff ein Insekt. Wieder wechselt die Szene, und wir haben Gelegenheit, ein noch reizvolleres Affenidyll zu bewundern. Im Gezweig hüpfen und springen einige nur eichhorngroe ffchen von quittegelber Färbung mit einer Kopf und Hals umwallenden Mhne, wonach sie ihren Namen Löwenäffchen tragen. Auf dem Rücken des einen ffchens sitzt als kleiner Reiter ein Baby festgeklammert, das gerade so groß wie ein Mäuschen ist und sich munter in seinem grünen Reich umschaut. Bei unserem Erscheinen zwitschert die kleine Gesellschaft vor Erregung in den höchsten Tönen, so daß ihre Stimmen vom Vogelsang kaum zu unterscheiden sind. Bei ihren verwegenen Kletterkunststckchen können wir wahrnehmen, daß diese Affenzwerge statt der Nägel Krallen an den Fingern tragen. Plötzlich durchreißt ein pfeifendes Zischen die Luft — ein gewaltiges Flgelschlagen — ein Schrei aus hundert Affenkehlen, und die Harpyie, das größte und stärkste aller gefiederten Raubtiere, zieht mit einem noch zappelnden ffchen in den Riesenfngen über dem Waldwipfel von dannen. Schon beim Erscheinen dieses Schreckens der Baumwildnis stürzten sich viele Affen wie betäubt von den Bäumen ins Ungewisse. Langsam sammelt sich das Affenvolk wieder und verschwindet aus den Wipfeln in eine tiefere Baumzone, die ihm mehr Sicherheit bietet.

DER WEISSE FÜRST

ber Grnlands Weiten liegt das Schweigen des ewigen Eises. Soweit das Auge reicht, strahlt ihm das weiße Gefilde entgegen, auf dem diamantgleich die Eiskristalle blitzen. Nach Süden, hinter den vereisten Klippen, schweift der Blick hinaus aufs leuchtende Meer, in dem Tausende

von Schaumkmmen in ewigem Wechsel aufblitzen und verschwinden. Nichts regt sich ringsum, nur der schneidende Nordost heult über die blendendweie Wstenei. Niemand würde vermuten, daß sich hier unter einem kleinen Schneeaufwurf warmes Leben regt. Hier grub sich die



Eisbärin eine tiefe Höhle in den Schnee und fastete, bis sie eines schönen Tages da waren: zwei winzige, rattengroße, blinde, quiekende Fettwürste, die sofort nach dem milchspendenden Quell ihrer Mutter suchten. Die aber hatte sich für diese Hungerkur unter dem Schnee schon Monate vorher einen dicken Wams angefressen und muß nun längere Zeit hindurch von diesem Fettvorrat leben. Mollig warm ist's in dieser Wochenstube, während zwei Meter darüber der schneidende kalte Ostwind fegt. Eine warme Unterkunft brauchen die Eisbärenbabies, da sie nur mit einem kurzen, dünnen Haarkleid und in sehr unentwickeltem Zustand zur Welt kommen. Sind sie nach einigen Wochen selbständiger geworden, wagt die Alte mit ihrem Nachwuchs wohl einmal einen Gang an die Oberwelt, denn langsam regt sich bei ihr der Hunger. Wenn die Kleinen zum erstenmal ihrem Verließ entsteigen, machen sie große Augen über die sich ihnen darbietende neue Welt und neugierig schnuppern die feinnüstrigen schwarzen Näschen in der Gegend umher. Aber immer kehrt das Dreigespann in die schützende Höhle zurück. Hin und wieder wagt es die Mutter, zum nahen Ufer zu wandern, um eine vorwitzige Robbe zu schlagen, und langsam lernen die weißen Prinzen, an dem wohl-schmeckenden Fleisch herumzuknabbern, so daß sie bald nichts anderes mehr mögen. Mühsam schleppt die Alte den Kindern den Fraß zu. Die weiten Schleifspuren der toten Robben ziehen tiefe Furchen in den Neuschnee. Um die Reste schlagen sich mit wildem Kreischen und Keckern

die Eisfuchse. Bald aber sind die Silberprinzen soweit, daß sie mit der Mutter schwimmend und tauchend dem Fischfang nachgehen, immer wieder angeleitet und behütet von der besorgten Alten: fröhliche Fischwaid im blinkenden Meer zwischen Eisbergen und blütenweißem Gestade.

Die weißen Petze sind auf den höchsten Norden unseres Erdballs beschränkt. Vom Südpol kennen wir sie nicht, vielmehr leben hier wieder andere Säugetier- und Vogelarten, die der nördlichen Erdhälfte fehlen. Es ist selbstverständlich, daß sich der

Eisbär in den Gefilden des ewigen Eises nicht zum Allesfresser entwickeln konnte, da hier nur selten einmal im Kreislauf des Jahres Pflanzenwuchs sprießt. So stehen auf seiner mageren Speisekarte lediglich Robben und Fische, die er geschickt zu erbeuten weiß, denn er ist ein ausgezeichnete Schwimmer und Taucher. Die Haltung der Eisbären in unseren Zoos hat erwiesen, daß man sie in der Gefangenschaft gut zu Allesfressern umgewöhnen kann, denn sie verzehren hier sowohl Fisch und Fleisch als auch Kohl und Brot und viele andere Futterstoffe, wie ihre braunen Vettern. Früher gelang nur selten einmal die Nachzucht dieser weißen Polarfürsten in den Zoos, weil sie meist zu — kalt gehalten wurden. Seit uns die Erkenntnisse über die warme Wochenstube des Eisbären in der Freiheit zugänglich gemacht wurden, hat man sich diese Erfahrung auch in den Zoos zu eigen gemacht: man hielt die trächtigen Bärinnen wärmer und — siehe da: die Wochenstuben in den Tiergärten mehrten sich und manche Paare bringen nun regelmäßig Nachwuchs. Übrigens sind die Polarbären keineswegs so wärmeempfindlich, wie allgemein angenommen wird. Als vor fünfzig Jahren der bekannte Tierhändler Carl Hagenbeck einmal einen größeren Tiertransport an den Zoo des Sultans von Marokko lieferte, starben im sonnendurchfluteten Gelände auf dem Wege von Tanger nach Fez ein Löwe und ein Tiger an Hitzschlag, während die beiden Eisbären wohl und munter an ihrem Bestimmungsort eintrafen — ein Zeichen, daß der Eisbär auch Hitze zu ertragen vermag.

DER *G*ESUNDHEITSPOLIZIST

Im Mittagssonnenglast ruht die schweigende Steppe. Auf weitem Raum verteilt lagern Herden und Sprünge von Zebras und Antilopen. Plötzlich kommt Bewegung in die Massen. Ein Pallabock wirft zuerst das Haupt mit dem stattlichen Leiergehörn auf, windet und schickt sich zu rasender Flucht an, sein Rudel schlagartig mit sich reißend: das Signal für die in der Nähe ruhenden Herden. Im Augenblick ist die Fläche, soweit der Blick zu reichen vermag, in eine dichte Staubwolke gehüllt und mit Rudeln flüchtenden Wildes übersät. Die Ursache dieser plötzlichen Flucht findet bald ihre Erklärung. Aus dem in der Sonnenhitze flimmernden Hintergelände hetzt eine Gruppe Oryxantilopen daher, gefolgt von einer Meute belfernder, heißhungriger Hyänenhunde, des Steppenwildes furchtbarster Schrecken. Wie die Windsbraut fegt die wilde Jagd vorüber. Der Abstand zwischen den blutdürstigen Wildhunden und den erschöpften Spießböcken verringert sich.



Weit hinten, neben einer einsamen Kandelaber-Euphorbie löst sich eine Gruppe von einem durcheinanderwirbelnden Haufen: hier hat sich das Schicksal eines der schnellfüßigen Hornträger erfüllt. Nach kurzer Zeit ist das Mahl der Steppenräuber beendet, aber noch liegen Teile des Kadavers im Sonnenbrand.

Als die Hyänenhunde ihr schauriges Mahl hielten, strichen schon aus allen Windrichtungen riesige Vögel mit langen Hälsen und Krumschnäbeln auf die Leichenstätte und harreten in respektvoller Entfernung von den heißhungrigen Wildhunden. Nun, da die Meute abgetrotzt ist, streichen oder hoppeln sie in unbeholfenen Sprüngen auf den Kadaver, um sich an den Resten zu laben. Es sind Geier, leicht zu erkennen an dem nackten Kopf und Hals, die hier als Sanitätspolizei eine sehr wichtige Arbeit durch die Beseitigung der Kadaver in der Steppe verrichten. Da sie ihren Hals oft sehr weit in die Bauchhöhle verendeter Tiere stecken müssen, um die Eingeweide herauszuzerren, wären befiederte Hälsen sehr hinderlich, so daß die Nackthalsigkeit als Zweckmäßigkeit der Natur zu werten ist.

Man hat oft darüber nachgedacht, wie es möglich ist, daß sich schon nach auffallend kurzer Zeit, wenn ein Stück Wild in der Steppe fällt, die Geier in so großer Zahl um den Kadaver sammeln können, obwohl vorher nicht ein einziger dieser Vögel wahrzunehmen war. Genauere Beobachtungen über diese nützlichen Vögel führten zu einer befriedigenden Erklärung. Diese Vögel mit dem scharfen Späherblick schweben nämlich weit verteilt in großen Höhen im Luftraum. Wenigstens einer von ihnen sieht das fallende Wild und schießt von seinem hohen Standpunkt herab. Dieses Abstreichen beobachtet sein Nachbar, dann der nächste und so fort, so daß sich die Vögel durch ihre Flugbewegung gewissermaßen signalisieren. Oft machen ihnen die vierbeinigen Aasjäger, die Hyänen und Schakale, den Raub streitig, und unter Fittichschlägen und Schnabelhieben von der einen Seite und heftigen Bissen von der anderen wogt der Kampf um den gedeckten Tisch hin und her, so daß die Gesellschaft manchmal lange nicht zum Fressen kommt.

Mit Ausnahme von Australien bewohnen die Geier jeden Erdteil. Die in den Mittelmeerländern beheimateten Lämmer-, Gänse-, Mönchs- und Aasgeier strahlen in ihrer Verbreitung teilweise nach Innerasien, teilweise nach Afrika aus. Daneben kommen in Indien der Kahlkopfgeier, in Afrika neben dem Wollkopfgeier der sogenannte Ohrengerier vor. Bei der Betrachtung der Neuweltgeier werden wir zuerst an den riesen-

haften Kondor denken, der mit dem schön gefärbten Königsgeier in einer Gattung vereinigt ist. Alle Vertreter der einer gewissen Häßlichkeit nicht entbehrenden Geierfamilien beteiligen sich gemeinsam an der Beseitigung der Kadaver und werden durch diese wertvolle Tätigkeit zu ausgesprochenen Freunden und Helfern der Menschheit im Kampf gegen Seuchen und verderbbringende ansteckende Krankheiten.

DER SCHNELLÄUFER



Es gibt einen Vogel, der drei Rekorde in der gefiederten Welt zugleich hält: der in allen Steppengebieten Afrikas beheimatete Strauß. In der Schnelligkeit des Laufes kommt ihm kein anderer Vogel und kaum ein anderes Tier gleich, denn er entwickelt dabei die Geschwindigkeit eines guten Rennpferdes, vermag nämlich bis zu 70 Stundenkilometer zu laufen. Daneben hat er als größter und schwerster Vogel zu gelten, denn er erreicht eine Scheitelhöhe von 2,50 Meter und ein Gewicht von über 75 Kilo. Letzteres bedeutete: auf das Fliegen verzichten und so ließ ihn die Mutter Natur am Boden und schuf ihm lange Beine mit zwei Zehen, die ihn zu schnellstem Lauf durch die Weite seiner Heimat befähigen. Wohl ließ sie ihm Fittiche wachsen, mit denen er die Eile seines Laufes durch weites Lüften unterstützt, aber fliegen kann er nicht. Wir wissen,

daß diese Straußenfedern ehemals als Schmuck von unserer Damenwelt sehr geschätzt waren. Doch die Mode hat ihre Launen und ist ständigem Wechsel unterworfen. Als man auf die Straußenfedern verzichtete, wurden die stattlichen Vögel oft zu hunderten, ja sogar zu tausenden in den eigens dafür eingerichteten Farmen getötet, weil man sie nicht mehr ernähren konnte. Übrigens werden die schönen begehrten weißen Schmuckfedern nur vom Straußenhahn getragen, der ein schwarz-weißes Kleid hat, während die Henne unscheinbar grau neben ihm schreitet. Zwar vermag der Strauß sein weites Steppenreich in Windeseile zu durchmessen, doch ist seine gewöhnliche Fortbewegungsweise ein stark fördernder Schritt. Da seine überaus scharfen Augen nach außen gerichtet stehen und weit hervorlugen, vermag der Riesenvogel bei leichter

Drehung des sehr wendbaren Kopfes im Augenblick einen Gesichtskreis von 360 Grad zu überschauen. Diese Scharfsichtigkeit haben sich einige im gleichen Lebensraum vorkommende Nasentiere insofern zu eigen gemacht, als sich Zebras, Gnus und Giraffen gern mit den großen Vögeln vereinigen, da sie sich dann in den Sinnen ergänzen und so als Tiergemeinschaft jeder natürlichen Gefahr gegenüber gesichert sind. Zur Paarungszeit treibt der Straußenhahn ein närrisches Balzspiel. Er setzt sich auf die Hackengelenke nieder, bläht erschrecklich sein schönes Gefieder, so daß er dreimal so groß erscheint, legt den Hals S-förmig zusammen und pendelt mit dem Oberkörper gewichtig hin und her. Vielfach läuft er auch in wirren Zickzacklinien mit einer Schnelligkeit und Gewandtheit durch die Steppe, die man dem schweren Vogel gar nicht zutraut. Sein Nest besteht aus einer einfachen Erdvertiefung, in das eine Henne 12 bis 16 oder mehrere Hennen 24 bis 32 Eier legen, die von beiden Geschlechtern abwechselnd bebrütet, manchmal eine bestimmte Zeit aber auch der Sonnenwärme überlassen werden, bis die niedlichen taubengroßen, bräunlichgelb gefärbten, braun gefleckten und gestreiften Küken das Licht der Welt erblicken. Daß der Strauß bei einer sich nahenden Gefahr den Kopf in den Sand steckt, hat noch kein ernsthafter Beobachter nachweisen können. Der Begriff der „Vogel-Strauß-Politik“ ist frei erfunden und existiert nur in der Phantasie des Volkes.

Trotz seiner Scharfsichtigkeit kennen wir aber einige Eigenschaften des Vogels, die nicht gerade auf große Intelligenz schließen lassen. Zu ihnen gehört seine ausgesprochene Freßgier, die manchem Strauß schon zum Verderben wurde, weil die Vögel die unmöglichsten Gegenstände verzehren, seien es auch gefährlichste Fremdkörper. Man hat Strauße in der Gefangenschaft beobachtet, die stundenlang mit einem Nagel, einem Messer oder einem Schlüsselbund im Schnabel gespielt haben, um die Gegenstände schließlich mit einem Ruck zu verschlingen. Der Straußenmagen ist immer eine Fundgrube für die unglaublichsten Dinge. Man ist im allgemeinen nicht geneigt, den Strauß für einen gefährlichen Vogel zu halten, doch besitzt er in seinen hebelarmartig wirkenden starken Beinen eine ausgezeichnete Waffe, die er meisterhaft zu gebrauchen versteht.

Zu den Straußen werden auch mehrere vor noch nicht langer Zeit ausgestorbene Riesenvögel aus Australien, Madagaskar und Neuseeland gestellt, die teilweise eine Scheitelhöhe von drei Metern und weit darüber besaßen. Im Jahre 1850 wurden die ersten Eier eines dieser Vogelgiganten gefunden und bekannt, von denen das des Aepyornis sechsmal so groß ist wie das 15 cm lange und nahezu drei Pfund schwere Ei unseres Straußes, und dazu einen Inhalt von 150 Hühnereiern faßt. An dem Rührei eines einzigen Aepyornis-Eies könnte sich also eine ganze Gesellschaft von nahezu fünfzig Personen sattessen!

MEISTER IM SCHLEICHEN

Es ist wenig bekannt, daß in Südeuropa, nämlich in Südfrankreich, in Spanien und auf den Balearen, ein reizendes zierliches Schleichraubtier beheimatet ist, das auch im Schwarzen Erdteil weite Verbreitung gefunden hat. Als Grund für die geringe Kenntnis des Tieres auf unserem Kontinent kann seine heimliche und versteckte Lebensweise angegeben werden, denn diese Ginsterkatzen oder Genetten halten sich tagsüber im dichtesten Gebüsch und Gestrüpp unwohnlicher und unbesiedelter Gegenden auf; erst die Dämmerung erweckt die scharfzahnigen Buschräuber zur Regsamkeit. Dann huschen sie schlangengleich mit meisterhafter Gewandtheit von Busch zu Busch und von Stein zu Stein, ab und zu verhaltend und lauend, um jedes Geräusch mit ihren feinen Ohren zu erfassen. Sobald ein kleines

warmblütiges Tier in den Bereich ihrer feinen Sinne gelangt, beschleichen sie ihr Opfer mit erstaunlicher Gewandtheit und Geräuschlosigkeit, um es im geeigneten Augenblick blitzartig zu überfallen und durch schnellen Biß zu töten. Die Sicherheit des Anschleichens und die Schnelligkeit des Überfalls erregt stets die Bewunderung der Beobachter. Immer wieder berichten Reisende, die Gelegenheit hatten, diese Leisetreter in ihrer eigentlichen Heimat, dem Schwarzen Erdteil, zu beobachten, wie sie ihren Körper und Schwanz zu einer schlangenartigen Linie formen, sich durch Gebüsch und Gestrüpp winden und dabei eine Schnelligkeit entwickeln, die geradezu erstaunlich ist. Die an sich schon kurzen Beine treten bei diesem Schlüpfen und Schleichen kaum in Erscheinung, so daß dieser Buntrock dann



wirklich den Eindruck einer dahingleitenden Schlange macht. Dabei sind die Genetten sehr gewandte Kletterkünstler, die sich im Gesträuch und selbst auf Bäumen leicht und geschickt zu bewegen verstehen, und dabei oft meterweite Sätze machen. In der Gefangenschaft halten sich die Ginsterkatzen außerordentlich gut, und werden durch ihre leichte Zähmbarkeit und Anhänglichkeit zu angenehmen Pfleglingen. In vielen Gegenden ihres Vorkommens werden die kleinen

Strauchritter denn auch zum Mäuse- und Rattenfangen in Häusern gehalten, wo sie eine ähnliche Rolle spielen wie die Mungos, Palmenroller und ähnliche Schleichkatzenarten in Indien.

Unterschiedlich ist ihr Aufenthaltsort, denn sie bewohnen die kahlen Wüsten und Steppen ebenso wie zerklüftete Gebirge und dickichtreiche Urwälder; diese bevorzugen fruchtbare Niederungen, jene lieben die Flußufer und Rohrdickichte, andere suchen sogar die Nähe der menschlichen Ansiedlungen auf. Kein Wunder, daß wir diese vielgestaltigen Gesellen von den höchsten Baumwipfeln bis im tiefsten Erdreich mit allen möglichen Funktionen antreffen.

Mehrere Vertreter der Schleichkatzen tragen unter dem Schwanz eine Drüse, die einen duftenden Stoff absondert. Die in Indien und Afrika beheimatete Zibetkatze trägt nach dieser Absonderung sogar ihren Namen. In der Medizin fand dieser Zibet verschiedene Anwendung. Heute noch wird er für Parfümeriezwecke gebraucht. Auch die Eingeborenen benutzen ihn als Gewürz und Riechmittel und halten die Tiere eigens für die Zibetgewinnung. Hierbei wird der kostbare Stoff mittels eines Löffels der Drüsentasche entnommen und alsdann einer Reinigung unterzogen. Erst eine weitere Bearbeitung macht diese Ware gebrauchsfertig. Natürlich hat dieser Duftstoff für unsere Schleichkatzen auch einen Eigenzweck. Da die Zibetkatzen und andere Drüsen-träger Nasentiere sind, die eine nächtliche Lebensweise führen, haben sie die Gewohnheit, auf ihren Streifzügen durch Reiben an Stämmen, Ästen, Steinen und anderen Gegenständen sich des Bisams zu entledigen. Es liegt hier der Schluß nahe, daß die Schleichkatzen durch diese als „Post“ zu bezeichnenden Riechmittel sich gegenseitig verständigen und das Aufsuchen erleichtern.

DAS TIGERPFERD

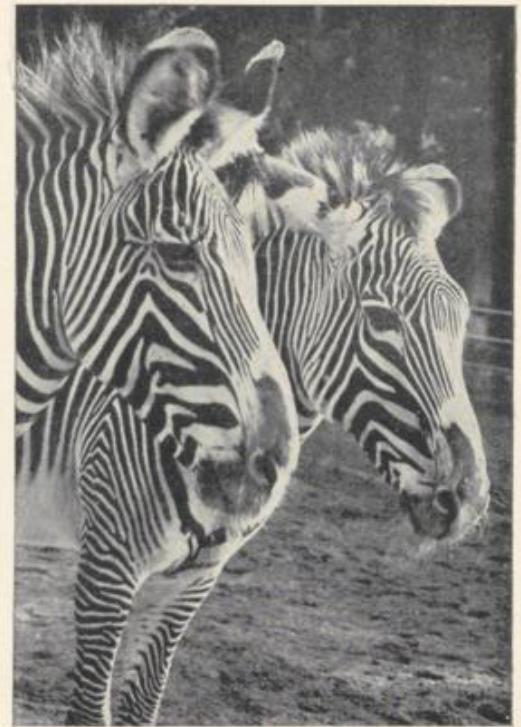
Mancher Zoobesucher wird sich wohl schon gefragt haben, wie das seltsame Streifenkleid der Zebras entstanden sein mag. Es gibt für diese Erklärung eine nette kleine Geschichte. Danach trugen alle Zebras ehemals ein lackschwarzes Gewand. Bald aber kamen die in Afrika so häufigen Stechfliegen, fielen über die Zebras her und nährten sich von ihrem Blute. Um die argen Plagegeister loszuwerden, rieben sich die Rappen an den in der Steppe umherstehenden Gummi-

bäumen, wobei sie einen großen Teil der schwarzen Farbe ausradierten; so entstand das ansprechende Streifenkleid. Abgesehen von den in dieser heiteren Geschichte enthaltenen botanischen Irrtümern schlich sich auch ein zoologischer Fehler ein; denn alle Zebras tragen auf weißem oder doch hellem Grunde die schwarze Zeichnung und nicht umgekehrt.

Es ist viel darüber nachgedacht und geschrieben worden, warum wohl die Natur einen so selt-

samen Seitensprung in der Entwicklung der auffallenden Färbung der Zebras getan hat. Ein großer Teil der Forscher hat sich auf den Standpunkt gestellt, daß die stets nach Zweckmäßigkeit und Vollendung strebende Natur wohl die Absicht hatte, ihren Kindern eine Schutz- und Tarnfärbung mit auf den Lebensweg zu geben, denn viele Afrikaner bestätigen, daß im Sonnenglast der Steppe stehende Zebras schon auf geringe Entfernung durch das Zusammenfließen der Streifen zu einem einfarbigen Grau verfärben und in ihrer Umwelt völlig verschwinden. Wie gewagt derartige Deutungen sind, beweist eine sehr einfache Überlegung. Wir wissen, daß sich Zebras und Wildesel im dunklen Erdteil geographisch ersetzen, denn südlich vom Wendekreis des Krebses sind die Tigerpferde beheimatet, während nördlich nur die einfarbig grauen Wildesel angetroffen werden, die im gleichen Lebensraum und unter denselben Bedingungen auftreten. Man muß sich nun fragen, warum die Natur nicht gleich den Zebras das graue Haarkleid der Wildesel verliehen hat, um das komplizierte Zusammenfließen der Streifen zu einer Farbe zu ersparen. So gibt es vielerlei Fragen in der belebten Natur, deren befriedigende Beantwortung wir häufig schuldig bleiben müssen.

Zebras werden in allen Steppengebieten Afrikas noch in Herden bis zu 500 Stück angetroffen. Häufig leben diese anmutigen Streifenpferde in engster Gemeinschaft mit Antilopen und Straußen. Solche Vergesellschaftungen gehen die Tiere weniger aus gegenseitiger Sympathie ein, als vielmehr aus Eigennutz und Zweckmäßigkeitsgründen, denn die großen Huftiere sind mit überfeinen Nasen, die Strauße aber mit äußerst scharfen Augen ausgestattet, so daß die in ihrer Wachsamkeit vor Feinden nie nachlassenden Friedtiere sich also gewissermaßen die Sinne ergänzen. In der offenen Steppe ist denn auch eine solche Gemeinschaft geradezu unangreifbar, da Feinde schon aus großer Entfernung erkannt



werden und eine Herde sich rechtzeitig zu schneller Flucht anschicken kann. Aus diesem Grunde überlistet der größte scharfzahnige Feind des Zebras, der Löwe, seine Beute meist aus sicherem Hinterhalt an der Tränke.

Wir kennen nicht weniger als vierzig Formen dieser schmucken Einhufer, von denen das in Abessinien und im Somalilande auftretende Riesenzebra hier im Bilde vorgeführt wird. Es gehört mit dem in Südafrika beheimateten Bergzebra zu den durch lange Ohren und hohe Hufe ausgezeichneten Eselzebras, während in den Steppengebieten Ostafrikas die Pferdezebras mit kurzen Ohren und niedrigen Hufen auftreten. Die interessanteste Zebraart hat der Mensch leider vom Erdboden getilgt: das noch vor hundert Jahren im Kaplande beheimatete Quagga. Dieses Geschöpf war nur in der vorderen Körperhälfte gestreift, während Rumpf und Keulen einfarbig braun und die Gliedmaßen weißlich gefärbt waren. Das Gemetzel galt vornehmlich der Haut des Tieres, weil die Buren Getreidesäcke daraus nähten. Ende der 70er Jahre v. J. starb das letzte Quagga im Londoner Zoo. So wurde eine interessante Großwildform durch schnöde Gewinnsucht ausgerottet: ein erschütterndes Dokument: Kulturtragödie!

DER *M*INIATURDRACHEN

Lindwürmer, Drachen und andere Fabelwesen haben die Phantasie der Völker von jeher in hohem Maße beschäftigt. Heute können wir den Nachweis führen, daß ein großer Teil solcher abenteuerlichen Geschöpfe auf unserem Planeten gelebt hat, ja daß sie sogar einmal mit ihren Riesenleibern und Spatzenhirnen den Erdball beherrschten. Diese unter dem Namen Dinosaurier bekannten Geisterpferde, Überkühe und Raubkolosse sind uns aus dem Schoße einer 150 Millionen Jahre alten Erdepoche in spärlichen Resten erhalten geblieben. Nachdem die Gebeine dieser Vorweltrecken in ihren Leichenkammern Jahrmillionen geschlummert haben, gelang es einem späteren, zwerghaften Geschlecht, dem Menschen, diese Katakomben zu erbrechen. Nach gewissenhafter Untersuchung der Forscher entstanden unter den geschickten Händen der Präparatoren dann jene Satansgestalten mit den vielbewunderten Teufelsfratzen und Karnevalsmasken, Turnierlanzen und Ritterrüstung, Mauertürmen und anderem seltsamen Ballast, die diese geisterhaften Drachengeschöpfe zu den wunderbarsten Gestalten werden ließen, die jemals auf dem Erdball wandelten. Vor ihren Fossilien und Knochen stehen wir heute in den Museen voll ehrfurchtvollen Staunens. Sie waren dem Untergang geweiht, als über sie das „große Sterben“ kam. „Sie kamen zu tief in die Kreide“, wie Viktor von Scheffel in einem seiner Gedichte launig bemerkt, da sie in einer Umwelt untergingen, die vornehmlich aus einer Ablagerung von weißer Kreide bestand. Ihren zeitlichen Lebensraum bezeichnet man daher als „Kreidezeit“. Aus diesen Gesteinsschichten bergen wir heute ihre Urgebeine und stellen sie in den modernen Leichenhallen der Natur, den Museen, zur Schau, damit die Vertreter jenes vollkommeneren Geschlechts, das sich heute auf dem Erdball zu höchster Blüte entwickelt hat, die Reste einer giganti-

schen Tierwelt betrachten können, die vor undenklichen Zeiten triumphierend über den Erdball zog. Es ist wenig bekannt, daß sich ein Geschöpf dieser Saurier aus jenen Urwelttagen in geradezu unwahrscheinlicher Zählebigkeit bis auf unsere Tage erhalten hat; zwar ist es gegen die Fleischberge seiner Vorfahren nur ein meterlanger, lächerlicher Zwerg, aber in seinem anatomischen Bau weist es mehrere Eigenheiten auf, die seine Existenz als Saurier einwandfrei belegen. Es ist die auf einigen Inseln bei Neuseeland unter staatlichem Schutz lebende sogenannte Brückenechse, ein äußerlich unscheinbares eidechsenartiges Geschöpf, das als lebendes Urwelttier und als geradezu unbegreiflich scheinendes Wunder in unsere Zeit hineinragt. Aber auch modifizierte Nachkommen jener Riesenscheusale aus der Jura- und Kreidezeit wandeln in verschiedenster Gestalt auf unserem Erdball und können sogar als bescheidene, wenn auch stark verkleinerte Ausgaben jener abenteuerlichen Giganten gelten. Zu ihnen gehören neben den Krokodilen und Schildkröten vor allem die Chamaeleons, Helmbasiliske, Fliegenden Drachen, Kragenechsen und Kammleguane. Einer dieser abenteuerlichen Zerrgestalten aus dem tropischen Südamerika müssen wir zugestehen, daß sie in ihrem über den ganzen Körper reichenden



Rückenkanal, den höckerigen Kopfschildern, dem hängenden Kehlsack und dem mit Kielschuppen besetzten Peitschenschwanz wie ein zwerghafter Saurier anmutet. Die heißfeuchten Urwälder Brasiliens bilden die Heimat des in ein laubgrünes Gewand gehüllten Leguans, wo er auf den Zweigen und Ästen gewandt umherläuft und auch sehr geschickt und weit zu springen vermag. Er versteht es, sich meisterhaft im Blattgewirr zu verstecken und vermag sich durch seine dem Laub angepaßte Färbung geradezu unsichtbar zu machen. Dazu schwimmen Leguane wie alle

Eidechsen ausgezeichnet und tauchen sehr gut, wobei sie überraschend lange unter Wasser bleiben können. So kann diese Echse bei ihren Fähigkeiten geradezu als Allerweltstier bezeichnet werden. Zur Nahrung dienen vorzugsweise Pflanzenstoffe, nämlich Früchte, Beeren und Blätter, doch werden auch Würmer und Schnecken nicht verschmäht. Bedrängte oder verwundete Leguane setzen sich energisch zur Wehr, springen auf den Angreifer zu und verbeißen sich oft so fest, daß ihre Kiefer nur mit größter Mühe zu trennen sind und schwer heilende Schnittwunden hinterlassen.

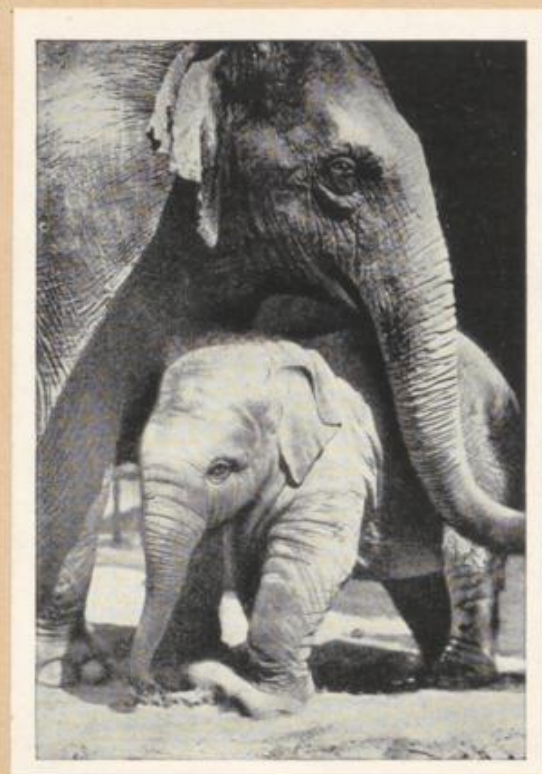
DER GRAUE *K*OLOSS

Einer der seltsamsten Vertreter der Säugetiere ist der Elefant. Als Überbleibsel aus der Tertiärzeit ist dieser graue Riese gekennzeichnet durch die zu einem mächtigen Rüssel geformte Nase, die ungeheuren, pappdeckelartigen Ohren, die aus dem Oberkiefer ragenden Stoßzähne und die zu plumpen Säulen umgeformten Gliedmaßen. Während dem indischen Vertreter ein Platz an

der Sonne durch seine treuen Menschendienste gesichert wurde, ist das Verbreitungsgebiet des Afrikaners durch ständige Verfolgungen bedenklich kleiner geworden, und nur die schützende Hand einsichtsvoller Völker und Nationen bewahrt dieses herrliche Großwild vor völliger Vernichtung.

Seine äußere Erscheinung beeindruckt den Beschauer zutiefst. Das ganze Wesen ist in Ernst und Würde, fast könnte man sagen in Schwermut, getaucht. Vielleicht hat die Natur diese Giganten nicht umsonst durch besondere Klugheit ausgezeichnet, für die es ungezählte Beweise gibt. Dazu verfügt der Elefant trotz seiner enormen Körperfülle und ungeschlachten Gestaltung über ein ausgeprägtes Feingefühl für kleine und zarte Gegenstände, das unsere Bewunderung immer wieder erregt. So werden diese 80-Zentner-Riesen in Indien allen Ernstes sogar zum — Kinderhüten verwandt! Welche erstaunlichen körperlichen Fähigkeiten und Leistungen der Elefant zu entwickeln vermag, ist bekannt.

Es wird viel gefragt, ob der Elefant in der Freiheit gefährlich und angriffslustig ist. In Wirklichkeit geht das Tier dem Menschen gern aus dem Wege, ehe es von diesem gesehen wird. In die Enge getrieben, gereizt oder verwundet, kann ein Elefant zu einem furchtbaren Gegner werden. Meist versucht der Koloß, den Menschen mit dem Rüssel zu greifen, um ihn hoch in die Luft zu schleudern und alsdann mit den Säulen zu zerstampfen oder mit den Stoßzähnen zu durchbohren. Beim Angriff hält der Afrikaner den Rüssel hoch in die Luft, während ihn der Inder aufrollt. In beiden Fällen ist das Tier bestrebt,



dem Rüssel durch diese Taktik den nötigen Schutz zu geben, da er ein sehr empfindliches und wichtiges Organ ist. Das am Schädel stark zurückliegende, verhältnismäßig kleine Gehirn ist von ungeheuren Knochenwülsten und Luftkammern überlagert, die dem schweren Rüssel die Ansatzflächen bieten. Ein Schuß auf den Elefantenschädel spitz von vorn ist nur sehr schwierig durch die Nasengänge bei leicht erhobenem Kopf des Tieres anzubringen. Sicherer ist, das Gehirn seitlich in der Nähe der Ohröffnung mit der Kugel zu erreichen. Ein Schuß ins Gehirn legt den Elefanten schlagartig um, während er mit einem gutsitzenden Blattschuß noch Hunderte von Metern zu laufen vermag.

Und die Stoßzähne? Sie dienen sowohl als Waffe im Kampfe der Bullen untereinander und gegen Feinde, aber auch als geeignetes Handwerkszeug beim Abbrechen von Ästen und Zweigen und beim Auswuchten von Baumwurzeln. Während beim afrikanischen Elefant beide Geschlechter Elfenbein tragen, sind beim Inder nur die Bullen mit Stoßzähnen bewehrt.

Elefanten sind trotz ihres schweren und verhältnismäßig plumpen Körperbaues vorzügliche Läu-

fer, auch sehr gute Schwimmer. Auf der Wanderung oder Flucht legen sie an einem Tage erstaunliche Strecken zurück. Dabei vermögen die im männlichen Geschlecht bis 120 Zentner schweren Kolosse völlig geräuschlos zu laufen, da sie nicht mit den Hufen, sondern mit den aus elastischem Bindegewebe bestehenden, polsterartig wirkenden Sohlenballen auftreten. Ein großes Bedürfnis zeigt der Elefant für Schlamm- und Sandbäder. Sie sind der Grund, daß man in Afrika sowohl weißen und gelben als auch roten und schwarzen Elefanten begegnen kann, je nachdem, ob sich die Tiere auf frischer Steppenasche, in Lehmtümpeln, auf Lateritboden oder im Moorschlamm gesuhlt haben. Noch seltsamer aber ist die Tatsache, daß in jedem dieser auffallenden Farbkostüme sich die Riesengeschöpfe in verblüffender Weise ihrer Umgebung anpassen, ja geradezu in ihr verschwinden. Man sagt im allgemeinen, der Elefant sei ein Dickhäuter. Dennoch bedarf die Elefantenhaut in der Gefangenschaft besonderer Pflege und muß täglich auf ihre Beschaffenheit untersucht werden, so daß Wurzelbürste und Raspel bei häufigem Baden im Elefantenhause nie zur Ruhe kommen.

DER LUFTRIESE

Es ist wieder Frühling geworden. Die Amsel flötet, der Fink schmettert, die Meisen läuten, und die ersten zurückgestrichenen Stare pfeifen und schnalzen auf ihre Art. Über der weiten Wasserfläche des Waldsees schweben zwei dunkle Vogelriesen mit mächtigen wachsgelben Krummschnäbeln: — Seeadler sind's, unsere größten Lufträuber, souveräne Beherrscher des Luftreiches, die sich in schönen Linien ohne einen Flügelschlag in das strahlende Himmelsblau hinaufschrauben. Nach stundenlangem Schwebefluge rudert der unschwer als Männchen kenntliche kleinere Vogel mit mächtigen Flügelschlägen dem Weibchen voraus, kehrt aber bald wieder zu seiner Auserwählten zurück, um ihr den Hof zu machen: ein grandioser, fröhlicher Flugreigen der Minne! Im lichten Schein der goldverbrämten Wolkenriesen schweben die kraftvollen Vögel in überschäumender Lebensfreude majestätisch durch das Luftmeer. Tief unter ihnen gleiten dichte Wälder in Gruppen und Bändern, bläulich-schimmernde Seenflächen, hell leuchtende Trif-

ten mit grünender Saat und düsteren Ackerflächen in buntem Mosaik dahin.

Mehr und mehr aber nimmt das Adlerpaar Standort im Walde. Vornehmlich das Weibchen blockt häufig auf einer mächtigen Kiefer hart am Ufer des Sees, der mit seiner weiten Wasserfläche herübergrüßt. Auf diesem langgeschäfteten Baumriesen hat es vor einigen Jahren in einer starken Astgabel eine umfangreiche Reisigburg erbaut und seit dieser Zeit regelmäßig als Geburtsstätte und Wiege ihrer Kinder benutzt. Immer mit neuem Nistmaterial erscheint die Alte, um das Nest nach ihren Wünschen auszubessern und endlich ihren festen Platz auf dem Horst einzunehmen. Nach zwei Wochen liegen zwei kalkweiße, ungezeichnete Eier in der warmen Nestmulde. Gemeinschaftlich werden nun die beiden rundlichen Gebilde mit dem keimenden Leben von beiden Gatten bebrütet. Hurtig streicht der abgelöste Teil vom Horst, um auf dem nahen See der Fischwaid obzuliegen oder einen Wasservogel so lange umherzujagen, bis er



ihm ermattet in die mörderischen Fänge fällt. Nach mehr als Monatsfrist regen sich neben den erbrochenen Eischalen zwei bräunlichgraue Dauenbällchen, die sorgsam von der Mutter bewacht und behütet werden, während der Vater auf den See streicht, um Atzung in Form von Fischen, aber auch Enten, Tauchern und Bleßhühnern für

den Nachwuchs zu holen. Hat der Alte die Beute am Horstrand niedergelegt, rupft und zerlegt die Mutter den Raub und stopft die sperrenden Hakenschnäbel. Nach dem Größerwerden der Wollbällchen beteiligt sich auch die Alte an der Nahrungssuche. Tödlich verlaufende Geschwisterkämpfe wie bei den Steinadlern kennen die Kleinen nicht. Mit dem Anlegen des Deckgefieders wechselt die Färbung der Jungvögel zu einem scheckigen Dunkelbraun. Ungeduldig harren die jetzt ewig hungrigen Kleinen auf dem Horstrand in Erwartung neuer Atzung, und wenn das Flügelauschen der herannahenden Eltern ertönt, nimmt das freudige Fittichschlagen kein Ende. Endlich ist der erste Ausflug da! Unbeholfen und unsicher bewegen sich die Jungvögel auf nahegelegene Zweige, täglich weiter, bis sie eines Tages die Flügel lüften zu einem ersten, schwerfälligen Flug. Mit unbeholfenen Flügelschlägen streichen die Kleinen, anfangs noch unsicher, in der Nähe des Horstes umher, doch immer größer werden die Kreise um den Heimatbaum und die Flügel weiter, bis sie mit den Eltern endlich über die weite Seenplatte streichen, um das Fischen und Hetzen von Wassergeflügel zu lernen. Einen Monat noch schwebt die glückliche Familie vereint im Himmelsblau über den hell schimmernden Seen und gibt erstaunliche Proben ihrer Flugkunst zum besten. Doch dann sind die Jungen so fluggewandt und jagdtüchtig, daß sie ein Leben auf eigene Faust wagen können. So streichen sie weiter und weiter und wandern endlich hinaus ins Leben, um ihre Eltern meist nicht wiederzusehen!

DICHTUNG UND WAHRHEIT UM DEN KÖNIG

„Wüstenkönig ist der Löwe“, heißt es in einem bekannten, viel zitierten Gedicht. Aber nichts ist so abwegig und irrig wie die in diesem Satz zum Ausdruck gebrachte Ansicht; der Dichter hat der ihm zugestandenen Freiheit in weitestem Maße die Zügel schießen lassen. Bisher konnte nämlich beim besten Willen noch kein Löwe in einem Wüstengebiet gefunden werden. Das ist durchaus verständlich, denn er wüßte bestimmt nicht, was er dort soll. Da die Sandwüste keine Vegetation hervorbringt, fehlen in ihr die dem Löwen zur Nahrung dienenden Huftiere; Wild in seiner Gesamtmenge hält sich nur in den ausgedehnten Steppengebieten Ost- und Südafrikas auf; die

allerdings wimmeln von Zebrafilets und Antilopensteaks. Hier nur lebt der Löwe, doch nicht einzeln oder paarweise wie der Tiger im indischen Dschungel, sondern fast immer in Rudeln und Sprüngen bis zu 20 oder 30 Stück, die sich gelegentlich das Wild durch Brüllen zutreiben. Warum aber brüllt der Löwe sonst? Für diese Frage konnte bislang noch kein Forscher und kein Tiergärtner eine gültige Antwort erbringen. Sein Brüllen ist zeitlich nicht bedingt. Er brüllt nicht aus Hunger oder Durst, nicht aus Liebe oder Haß, nicht aus Unmut oder Ärger oder sonst einem Triebe oder einer Gemütsregung. An den vielen Hunderten von Löwen, die ich im Laufe



der Jahre erlebt habe, war es mir nur in seltenen Einzelfällen möglich, als Ursache des Brüllens einen Trieb oder eine Neigung nachzuweisen. Vielleicht darf man das Brüllen als eine Art Laut der Standesbehauptung deuten. Es heißt vielleicht einfach: „Ich bin da!“

Der geniale Afrikaforscher Schillings hat zum erstenmal eindrucksvoll im Bilde gezeigt, wie der Löwe seine Beute schlägt. Mit einem gewaltigen Sprunge überwältigt er sein Opfer, bricht ihm durch Umklammerung und plötzliches Zurückbiegen des Kopfes mit der Pranke die Halswirbel und zerreißt mit festem Biß vielfach die Halsschlagader. Weniger bekannt ist die Tatsache, daß sich der Löwe nicht jeden Tag zu Tisch setzt, dafür aber bis zu 50 Pfund schieres Fleisch zu einer Mahlzeit verzehren kann, und daß er manchmal am nächsten Tage zum gleichen Riß zurückkehrt, um sich an dem dann schon stark in Verwesung übergegangenen Kadaver zu sättigen. Seltsam mag auch die Gewohnheit des Tierkönigs anmuten, daß er das erbeutete Wild zuerst stets an den Weichen anschneidet, um sodann einen Teil der Eingeweide zu verspeisen. Was mag wohl diese sogenannte blutrünstige Großkatze zu einem so fehlgeleiteten Geschmack treiben? Nun, sicher braucht auch das katzenartige Raubtier

weit mehr pflanzliche Stoffe als wir annehmen, und diese findet es teilweise im Darm der geschlagenen Pflanzenfresser.

Über die Angriffslust und die Gefährlichkeit des Löwen ist sehr viel geschrieben und gefabelt worden, und die Ansichten der glaubwürdigen Gewährsmänner gehen über diesen Punkt sehr auseinander. Es kann kein Zweifel bestehen, daß allen diesen Berichten persönliche Erlebnisse zugrunde liegen, und daß stets berücksichtigt werden muß, unter welchen Umständen und Verhältnissen ein Tier angetroffen wurde. Gewöhnlich wird der Löwe als friedfertiges Tier geschildert, das dem Menschen meist früher aus dem Wege geht, als es von ihm gesichtet wird, denn die menschliche Nähe ist den meisten Wildarten zum mindesten unangenehm, nicht nur wegen der Störung, sondern weil der Geruch des menschlichen Körpers besonders scharfnasigen Tieren unerträglich ist. Ein verwundeter, bedrängter oder am Riß gestörter Löwe oder gar eine Junge führende Löwin werden ohne weiteres zum Angriff übergehen. Man sagt, der Löwe hätte keine Feinde. Das stimmt nur in bedingtem Sinne. Zwar gehen sich die Giganten der Steppe, Elefant, Nashorn und Löwe, klüglich aus dem Wege, aber dem Tierkönig kann von einem ganz anderen weniger wehrhaften Großwilde Gefahr drohen und dann aus dem Jäger der Gejagte werden. Zwei glaubwürdige Gewährsmänner, Hermann von Wißmann und Major Langheld, haben übereinstimmend beobachtet, wie Löwen im Sprunge auf ein Zebra von diesem durch einen wohlgezielten Hufschlag erledigt wurden. Auch in der Steppe gelegentlich gefundene Löwenschädel mit eingeschlagenem Stirnbein legen Zeugnis ab von diesen wenig bekannten, im Verborgenen sich ereignenden Tiertragödien.



S FLIEGENDE STRASSENKEHRER UND TOTENGRÄBER

Es ist wirklich kein Ausbund von Schönheit, dieses kahlköpfige, nackthalsige Storchengeschöpf mit dem mächtigen Keilschnabel und dem Katzenbuckel. Zum Überfluß hängt dem Kahlbutz auch noch ein kropfartiger, nackter Hautsack am Halse, den er nach Willkür mit Luft aufzublasen vermag; fast möchte man meinen, um seiner Häßlichkeit noch Nachdruck zu verleihen. Dennoch liegt in seiner Häßlichkeit Weisheit, doch nicht jene Weisheit, die man ihm manchmal fälschlicherweise zuzuschreiben geneigt ist: Feinsinnige Schöpfungsarbeit ist es, denn der Körperbau in seiner Verunstaltung ist seiner Lebensweise aufs zweckmäßigste angepaßt; seine Zerrgestalt ist tief begründet. Wie so oft im weisen Haushalt der Natur sich die häßlichsten Geschöpfe als die nützlichsten und wertvollsten erweisen, so auch hier, denn diese immerhin stattlichen und kräftigen Vögel üben in ihrer tropischen Heimat eine sehr wichtige Tätigkeit aus, durch die schon



manche verhängnisvolle Seuche verhindert worden ist.

Die im südlichen Asien auf den großen Sunda-inseln und in Afrika weit verbreiteten, unter dem Namen „Kropfstörche“ bekannten Stelzvögel beteiligen sich neben anderem aasfressenden Gelichter, wie Hyänen, Schakale und Geier, an der Kadaverbeseitigung ihrer heißen Wohngebiete, ja, oft kommen sie sogar in die Ortschaften und kehren die Straßen leer von faulen und stinkenden Fleischresten; auch an den dort offenen Schlachtplätzen zählen sie zu den bekanntesten Gästen. Ist in der Steppe ein Stück Wild gefallen, so schlagen sie mit ihrem mächtigen Keilschnabel tiefe Löcher in die Bauchdecke, überlassen es den nie fehlenden Geiern, mit ihren langen Hälsen die Eingeweide aus der Bauchhöhle hervorzuzerren und setzen sich dann mit diesen an den gedeckten Tisch. Bei dieser nutzbringenden Tätigkeit entwickeln die Vögel eine geradezu unvorstellbare Gefräßigkeit, so daß oft ganze Rinderohren, Kälberschwänze und Schafbeine mit verschlungen werden. Da sie sich bei ihrer Totengräberarbeit vielfach mit Blut und Unrat besudeln, verzichtet die Natur auf eine Befiederung der Köpfe und Häuse.

Es ist seltsam genug, daß dieser so überaus häßlich anmutende Stelzvogel inmitten seiner heimatlichen Umgebung durchaus nicht so abstoßend wirkt, wie es den Anschein hat. Vielmehr macht er hier einen stattlichen, fast würdigen Eindruck, zumal seine Bewegungen stets von gemessener Ruhe sind. Sein gravitätischer Gang und sein Benehmen, alles scheint berechnet zu sein. Zwischen sich und einen sich nähernden Menschen versucht der scheue und vorsichtige Vogel im schnelleren und langsameren Weiterschreiten stets eine gewisse Entfernung zu legen, ehe er die Schwingen zur Flucht entfaltet. Majestätisch ist dann sein ruhiger, geierartiger Flug. Den lang ausgestreckten Hals hält er leicht gesenkt, und die mächtigen Fittiche werden in gleichmäßigem Takte gehoben und gesenkt. Nur mit List und Tücke ist ihnen beizukommen. Die Eingeborenen werfen gern einen mit einer kräftigen Schnur versehenen Kadaverteil zwischen einen Abfallhaufen. Sobald dieses Stück von einem Kropfstorch verschlungen wird, erfaßt der Fänger das

freihängende Ende des Seils und hält den Vogel fest, der seinen Fraß nicht so schnell wieder von sich geben kann, worauf sich ein zweiter Eingeborener schnell des Tieres bemächtigt.

Unter dem Namen „Marabu“ lernen wir den afrikanischen Vertreter der Kropfstörche kennen, der die von unserer Damenwelt so begehrten zarten, gekräuselten „Marabufedern“ unter dem Schwanz trägt. Sein wesentlich größerer, südasiatischer Vetter entbehrt dieses Schmuckes. Der für ihn gebräuchliche Name „Argala“ ist dem Hindostanischen entlehnt, während die Bezeichnung „Adjutant“ wohl an seine gebückte, devote Haltung erinnern soll. Der Dritte im Bunde,

der Sunda-Marabu oder Javanische Adjutant, ist wieder von kleinerer Statur und trägt als Erkennungszeichen auf dem Kopf eine hornige Platte, die hinten von einem Kranz wirt durcheinanderstehender Federn eingefast ist. Das ergibt ein höchst seltsames, fast ergötzliches Bild und erinnert an die haarumkränzte Glatze mancher Zeitgenossen. Der Volksmund schuf für diese gefiederten Sonderlinge die Bezeichnung „Professor“, ja sogar „Geheimrat“. Unseren Vogel aber für besonders klug und intelligent zu halten, ist durchaus abwegig, seine geistigen Fähigkeiten überragen in keiner Weise die seiner anderen langbeinigen Verwandten.

GEHÖRNT E R I E S E N

Ein Nashorn ist ein höchst sonderbarer, unheimlicher Gesell: sonderbar im Aussehen, unheimlich im Wesen und Gebaren. Mit seinem ungeschlachten, grotesken Körperbau und den zum Himmel strebenden keilförmigen Hörnern scheint es sich nicht mehr recht einzugliedern in die durch Ebenmaß und Ausgeglichenheit ausgezeichnete Tierwelt. Die noch heute in Indien und Afrika beheimateten Vertreter haben tatsächlich als letzte Überbleibsel eines ehemals starken Geschlechtes, als „lebende Fossile“ zu gelten.

Das eigentümlichste Merkmal des Nashorns ist sein Horn. In Wirklichkeit ist es aber gar kein Horn, weil es als reines Hautgebilde gewissermaßen aus vielen zusammengewickelten oder verklebten Haaren besteht, während bei den echten Horntieren, also den Rindern, Schafen, Ziegen und Antilopen, auf einem vom Stirnbein ausgehenden festen Knochenzapfen eine Hornscheide fest verwachsen ist. Das als furchtbare Waffe bekannte Horn des Nashorns ist durchaus nicht so fest mit dem Schädel verwachsen, wie vermutet werden könnte, vielmehr läßt es sich auf Druck und Zug leicht hin- und herbewegen. Wahrscheinlich ist die Wehr des Nashorns infolge dieser leichten Beweglichkeit



viel haltbarer als ein fest verwachsenes Gebilde, das leicht abbrechen würde. Alle glathäutigen afrikanischen Nashornarten tragen doppelte Hornzier, während bei den indischen Panzer- und Halbpanzernashörnern sowohl einzelne als auch paarige Hörner angetroffen werden.

Im Wesen ist das Rhinoceros ungestüm und unberechenbar. In früheren Reiseschilderungen wurde vielfach behauptet, daß Nashörner die Karawanen regelrecht überfallen hätten. Eingehende Untersuchungen und Beobachtungen haben aber zu ganz anderen Ergebnissen geführt. Der gehörnte Leviathan neigt zu panikartiger Flucht und stürzt bei Schreck oder Beunruhigung blind-

lings davon in der Richtung, in die ihm gerade die Nase steht. Er überrennt dabei alles, was sich ihm entgegenstellt, ohne im geringsten auf die Umgebung zu achten. Wenn der Dickhäuter nun auf eine Karawane trifft oder sie durchbricht, daß alles auf- und davonstürzt und einige Träger sogar erhebliche Püffe erhalten oder zuschanden gestoßen werden, so macht eine solche Handlungsweise den Eindruck eines Überfalls. Ein untrügliches Zeichen des angreifenden Nashorns bietet die Haltung des Kopfes. Stürzt das Tier mit tiefgesenktem Horn auf seinen Gegner, so handelt es sich in jedem Fall um einen Angriff, und der Jäger hat einen sehr hartnäckigen und bössartigen Gegner vor sich, der seine Waffe vorzüglich zu gebrauchen versteht. Vermag ein Jäger das Tier nicht sofort tödlich zu treffen, so kann er sich dem Ansturm durch blitzschnelles Zurseitespringen entziehen, da das Nashorn über ein sehr schlechtes Sehvermögen verfügt, während sein Geruch um so besser ausgebildet ist. Nashörner sind ausgezeichnete Läufer und legen trotz ihres scheinbar plumpen Körperbaues eine bewundernswerte Wendigkeit und Beweglichkeit an den Tag. Es gehört schon ein guter, geschulter Reiter auf sehr gutem Pferd dazu, einem angrei-

fenden Nashorn zu entkommen oder ein flüchtendes einzuholen. Wer einmal einen solchen Giganten in der Steppe toben sah, glaubt, er bestehe aus einem einzigen Muskel. Außerdem sind zum mindesten die afrikanischen Spitzmaulnashörner vorzügliche Bodenkletterer. Sie gehen einige tausend Meter hoch ins Gebirge, wo man sie manchmal in den gewagtesten Stellungen umherklettern und -klettern sehen kann.

Ein Übernashorn von gigantischem Ausmaß, das als zweitgrößtes Landsäugetier von der Forschung von jeher stark beachtet wurde, der Allgemeinheit aber unbekannt blieb, ist das auch unter dem Namen „Weißes Nashorn“ bekannte Breitmaulnashorn. Bei einer Schulterhöhe von zwei Meter wird es bis zu vier Meter lang. Auf dem Schädel des Tieres stehen zwei achtunggebietende, wuchtige Hörner, die mit einer Rekordlänge von über 1½ Meter für das Vorderhorn jeden noch so großen Hornochsen beschämen. Das Seltsamste an diesem Koloß aber ist seine mächtige, kofferartige Schnauze. Die Oberlippe trägt keinen fingerförmigen Fortsatz wie beim Spitzmaulnashorn zum Ergreifen von Blättern und Zweigen, denn es ist vorwiegend Grasfresser und demgemäß ist ihm seine breite quadratische Schnauze angezuchtet.

DAS LEBENDE FOSSIL

Wenn man sich den langen, leicht hängenden Rüssel wegdenkt, könnte man das abgebildete Geschöpf für eine Schweineart halten. Würden wir das Tier aber anatomisch zergliedern, müßten wir feststellen, daß es mit den Schweinen in keiner Weise verwandt sein kann. Das ist auch nicht weiter verwunderlich, denn unser Tapir, genannter Sonderling, hat sich aus der mittleren Tertiärzeit in ziemlich unverändertem Zustand bis auf unsere Tage erhalten, und verdient daher wie kaum ein anderes heute existierendes Überbleibsel aus Vorzeittagen die Bezeichnung „lebendes Fossil“, zumal er sich mancherlei primitive Eigenheiten seiner Vorfahren im Körperbau bewahrt hat.

Ehemals waren die Tapire über weite Teile Europas, Asiens und Nordamerikas verbreitet, heute zeigen sie nur noch eine sehr zerrissene Restverbreitung, denn wir finden sie nur in Mittel- und Südamerika sowie in Hinterindien und auf Sumatra. Während die amerikanischen Tapire ein düsteres, meist dunkelbraunes Haarkleid tragen,

ist der asiatische Tapir, wie unser Bild zeigt, in ein höchst eigentümliches Gewand gekleidet, denn er ist gewissermaßen schwarz gefärbt und nur der Leib erstrahlt in blendendem Weiß, das nach beiden Seiten scharf und gradlinig abgesetzt ist, so daß das Tier aussieht, als sei es angestrichen. Es ist schwer zu sagen, warum die Natur gerade dem asiatischen Tapir ein so auffallendes Maskeradenkostüm verliehen hat, doch bestätigen alle Reisenden, die diese Sonderlinge in ihrer Heimat zu beobachten Gelegenheit hatten, daß sie sich auch hinsichtlich der Färbung ihrer Umwelt überraschend gut anpassen und trotz der seltenen Schwarzweißfärbung im Gelände kaum auffallen. Noch lebhafter aber sind die jungen Tapire gezeichnet, denn sie tragen ein auf schwarzem Grunde von vielen bräunlichgelben Flecken und Streifen gezieltes Haarkleid, das im sechsten Monat der Altersfärbung Platz macht. Der Zweck einer solchen Zeichnung ist offenkundig, da die Jungtiere durch die Welklaubfärbung im zarten Alter mit dem Waldboden

völlig verschwinden und ihr Heil daher eher im Verstecken als in der Flucht suchen.

Die in Sprüngen und kleinen Herden lebenden Tapire bevorzugen als Aufenthalt den dichtesten Urwald in der Nähe von Flußläufen und Seen, in deren morastigen Stellen sie ähnlich den Wildschweinen gern baden und suhlen, doch zeigen sie sich auch als ausgezeichnete Schwimmer und Taucher, die ganze Flußläufe leicht und schnell zu überqueren vermögen. Am Tage ruhen die Tiere im dichtesten Dickicht, um in der Dämmerung rege

zu werden und auf einem ständig begangenen Wechsel ihre aus Zuckerrohr sowie Sumpf- und Wasserpflanzen, Schößlingen, Mango, Melonen und Wurzeln bestehende Nahrung zu suchen. In ihren Bewegungen und im Gebaren zeigen die scheuen und flüchtigen, aber friedlichen und gutmütigen Tapire viel Schweineartiges. Als Feinde des merkwürdigen Rüsselträgers haben für den



indischen Vertreter nur der Tiger und für den amerikanischen der Jaguar und allenfalls der Silberlöwe zu gelten, die den feisten Gesellen aus dem Hinterhalt auf den Rücken springen und das Genick zu zerbrechen versuchen oder die Halsschlagader durchbeißen. In unseren Zoos halten sich die Tapire unter sachgemäßer Pflege lange Jahre und pflanzen sich regelmäßig fort.

DER GEKRÖNTE *K*RANICH

Die Natur war sicher nicht bestrebt, unserem Auge zuliebe ästhetisch wirkende Geschöpfe hervorzubringen. Nur die Tatsache bleibt bemerkenswert, daß jedes Geschöpf durch Gestalt, Färbung und Zeichnung, durch Bewegungsformen sowie Wesen und Gebaren gesetzmäßig seiner Umgebung und Umwelt angepaßt ist. Denn dieser Zweckmäßigkeitsleistung der Natur sind alle Wesen unterworfen, und in den meisten Fällen müssen wir in diesen Anpassungen ein wichtiges Rüstzeug zur Erhaltung der Art im Kampfe ums Dasein erblicken. Oftmals aber ist es uns nicht gegeben, den Sinn und den Zweck solcher Einrichtungen zu deuten; wir sind geneigt, der Natur einen Irrweg vorzuwerfen und sprechen von „zweckwidrigen“ Einrichtungen und Eigenschaften.

Wir alle haben wohl schon einmal den stattlichen Kranich in einem Tiergarten bewundert. Wer auch immer das Glück hatte, diesen eleganten Graurock in der Weite seines heimatlichen Stand-

ortes zu beobachten, muß erstaunt gewesen sein über die Schönheit dieses anmutigen Vogels. Ruhig und würdevoll, mit gemessenen Bewegungen, durchschreitet er sein feuchtes Reich, ab und zu verhaltend und die Umgebung mit seinen scharfen Augen abspähend. Jede seiner Bewegungen scheint gemessen und abgeschätzt zu sein. Fühlt er sich durch eine verdächtige Erscheinung bedroht, so schwingt er sich mit schweren, wuchtigen Flügelschlägen in die Luft, wobei Hals und Beine gerade ausgestreckt werden. Im Frühling und Herbst haben wir manchmal Gelegenheit, seinen in Keilform angeordneten, imposanten Geschwaderflug zu beobachten.

Überall, wo die Kraniche beheimatet sind, sei es im sonnigen Mittelmeerraum oder im heißen Hindostan, sei es im hohen Osten Asiens, im dunkelsten Afrika oder auf Australiens Steppenweiten, überall zeigen sie nicht nur die gleiche, vollendete Schönheit in Gestalt und Haltung, sondern auch eine harmonische Abstimmung von

Färbung und Zeichnung. Welcher Beliebtheit sich diese formvollendeten und farbenschönen Vögel bei dem kunstliebenden Volk der Japaner erfreuen, beweist die Tatsache, daß der lackschwarz gezeichnete, grünschnäbelige Mandschurenkranich mit der roten Kopfplatte, der zartgraue Weißnackenkranich mit dem weißen Oberhalse und bisweilen auch der schneeweiße Nonnenkranich begehrte, geradezu landläufige Motive für kunstgewerbliche Gegenstände sind.

Eine der seltsamsten Gestalten dieser Gruppe ist der Pfauen- oder Kronenkranich des Schwarzen Erdteils. Sein am Unterhalse verlängertes hell- oder dunkelgraues Gefieder wird durch rostbraune, goldgelbe und rein weiße Zeichnungen wirkungsvoll unterbrochen. Die nackten, dickwulstigen Wangen tragen fleischrote Färbung und die Kehle ziert ein roter Hautlappen. Stechend wirkt dazu die weiße Augeniris, im höchsten Grade originell ein auf dem Hinterkopf stehender kugelförmiger Büschel schraubenförmig gewundener, nach oben strahlig ausgebreiteter, strohgelber, starrer Federn, die wie eine Krone aussehen, nach der der Vogel seinen Namen trägt.

Es ist selbstverständlich, daß ein derart gekrönter Kranich inmitten seiner heimatischen Umwelt, den Sumpfgebieten und den um die Gewässer gelagerten malerischen Galeriewaldungen Afrikas außerordentlich dekorativ wirkt, zumal er in Trupps von 20 bis 25 Stück auftritt. Täglich besucht er die Strominseln, um zu trinken und seine fast närrisch wirkenden Tänze

aufzuführen, wobei er die Flügel lüftet und taktmäßig hebt, lustig umherhüpft, abwechselnd den Hals auf- und niederbeugt, dazu oft meterhoch in die Höhe springt und manchmal aus lauter Übermut und überschäumender Lebensfreude sogar Steine in die Luft wirft.

Von seinen im Gebüsch flacher Ufer und in lichten Waldungen gelegenen Schlafplätzen streicht er bei Sonnenaufgang truppweise in die Steppe, um dem Nahrungserwerb obzuliegen, wobei er Sämereien aller Art sowie Baumknospen und Grasspitzen, Früchte und Kerbtiere, seltener Weichtiere, verzehrt. Seine ganze Farbenpracht entfaltet er im Fluge, der langsam, mit vorge-strecktem Halse, erfolgt, wobei die Krone nach hinten gelegt wird. Dann vernimmt man häufig seinen hohlen, aber klangvollen Ruf, der ihm den arabischen Namen „Rhamuk“ eingetragen hat. Der Schmuck der leuchtenden Federkrone verleiht ihm ein wahrhaft königliches Aussehen.



W ANDELNDE TÜRME

Von allen Kulturvölkern wurde der seltsamen Turmgestalt der Giraffe besonderes Interesse zugewandt, nicht nur, weil sie das in vertikaler Richtung gemessen größte, also höchste Säugetier ist, sondern weil der übertrieben lange Hals und die nicht minder langen Gliedmaßen dem Tier ein höchst absonderliches Aussehen verleihen. Zudem ist dieser Riese in ein buntes

Fleckenkleid gehüllt, das in dieser Weise bei den meist bescheiden gefärbten Säugetieren nur selten angetroffen wird.

Wenn wir uns fragen, warum die Natur die Giraffe zu einem so unförmigen Etagentier ausgebaut hat, werden wir leicht eine Erklärung finden, wenn wir uns ein wenig mit ihrer Lebensweise beschäftigen. Die Giraffe, das „große Kind

der afrikanischen Steppe“, ist nämlich ein Laubfresser und muß ohne Mühe und Anstrengung ihre Nahrung in den hohen Kronen der Schirmakazien und Mimosen erreichen können, wobei sie allerdings vorsichtig zu Werke gehen muß, weil die Zweige der von ihr bevorzugten Baumarten meist mit Stacheln und Dornen bewehrt sind. Aber auch für die Überwindung dieser Schwierigkeit hat die Natur bestens gesorgt, denn die langen, beweglichen Lippen wie auch die wurmförmige Zunge sind zu ausgezeichneten Greiforganen umgebildet, mit denen sie die von Dornen und Stacheln geschützten Blätter geschickt und sicher zu packen versteht. Will die Giraffe aber trinken oder Futter vom Boden aufnehmen, so ist eine weite Spreizung der Beine notwendig, da der Hals bei normaler Beinstellung den Kopf nicht bis zur Erde zu führen vermag.

Um eine dem Tiergärtner viel gestellte Frage zu beantworten, sei erwähnt, daß ein Giraffenbullen von fünf Meter Scheitelhöhe schon als guter Vertreter seiner Sippe zu betrachten ist, und daß die höchste gemessene Giraffe an den Kopfhörnern eine Höhe von 5,5 Meter aufwies, doch bleiben die Kühe nahezu einen Meter kleiner. Wenig bekannt ist die Tatsache, daß der so übermäßig langgezerrte Giraffenhals genau wie der Hals des Menschen, aber auch der der weitaus meisten anderen Säugetiere, nur sieben Wirbel besitzt; nur sind die einzelnen Wirbel bei der Giraffe entsprechend verlängert, so daß sie das Ausmaß eines menschlichen Unterarms aufweisen können. Bei keinem anderen Tier läßt sich der seltsame Vorgang des Wiederkäuens, nämlich des Hinaufgleitens der halbzerkauften Futterballen aus dem Vormagen durch die lange Speiseröhre in den Schlund, besser beobachten als bei unserem Langhals.

Giraffen gibt es noch überall in den Steppengebieten Afrikas, wenn auch nicht übermäßig zahlreich wie die Zebras und verschiedenen Antilopenarten, doch werden in entlegenen Gebieten immerhin noch Herden bis zu fünfzig Stück angetroffen. Hier wandern die Riesentiere gemächlich von einem Hain zum anderen, um der Äsung nachzugehen. Alle Beobachter berichten übereinstimmend, daß eine in einem Akazien- oder Mimosenhain eingestellte Giraffenherde kaum wahrzunehmen ist, da die auf ihren Körper fallenden Sonnenflecke im Schatten der Bäume ihre Gestalt aufheben und die langen Hälsen und Beine die Stämme der Bäume vortäuschen: ein Gegenstück zur Tarnfärbung der auffallend gezeichneten Zebras und Leoparden.



Ein seltsames Bild bieten flüchtende Giraffen, da die langen Hälsen dann wie die Mastspitzen von Segelschiffen bei bewegter See hin- und herpendeln und der Galopp in einer Weise erfolgt, daß die gespreizten Hinterläufe weit vor die Außenseiten der Vorderläufe gesetzt werden. Wenn auch die Giraffe als friedliches Tier geschildert wird, das dem Menschen schon auf große Entfernungen ausweicht, so kann sie andererseits zu einem beachtlichen Gegner werden. Es ist wenig bekannt, daß dieses Tier in seinen langen Läufen eine furchtbare Waffe besitzt, die sogar der Löwe scheut, denn sie wirkt beim Schlage wie ein Hebelarm und wird mit ungeheurer Kraft gebraucht. Als weitere Waffe müssen die Stirnhörner gelten, doch werden diese vornehmlich bei den Kämpfen der erwachsenen Bullen gebraucht; dann senken die Gegner die Hälsen tief herab und teilen wuchtige Schläge nach oben aus.

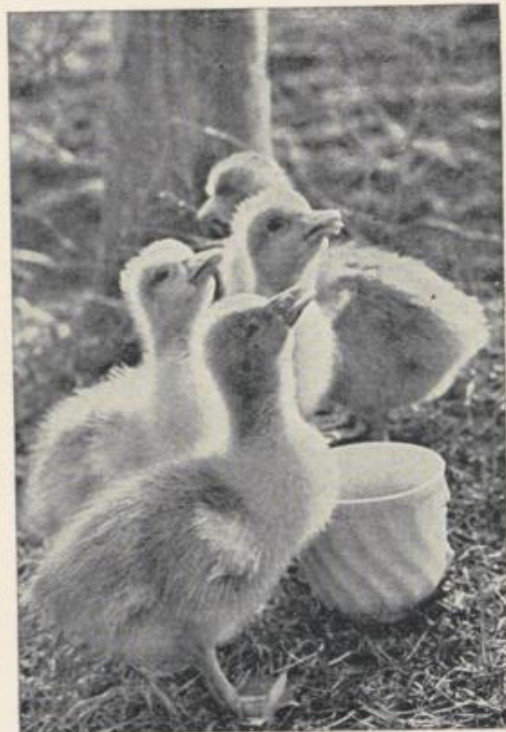
In unseren Zoos haben wir des öfteren Gelegenheit, uns von den Riesenausmaßen dieses eigenartigen Geschöpfes zu überzeugen, das sich in der Gefangenschaft sehr wohl fortpflanzt. Frisch gesetzte Kälbchen haben bereits eine Scheitelhöhe von 1,75 Meter und sind ebenso reizende und anmutige Tierkinder wie die anderer Huftiere.

GÄNSEKLEIN

Jungtiere sind besonders im zarten Alter ihrer ersten Lebenstage so anmutig und liebenswert, daß von ihnen ein unwiderstehlicher Zauber ausgeht, dem wir uns nicht zu entziehen vermögen. Um wieviel mehr muß eine Tierkinderstube für den Tierfreund zu einem beglückenden Erlebnis werden. Er weiß, wie nötig den nach Liebe und Zärtlichkeit hungernden kleinen Wesen die streichelnde Hand und ein liebes Wort zum richtigen Gedeihen sind. Die Hilflosigkeit und Unbewußtheit der stummen Kreatur greift ans Herz. Unsere Erzieher haben sich oft gefragt, warum gerade Kinder sich zu der jungen Kreatur so hingezogen fühlen und diese Neigung von den Tierkindlein in so zärtlicher Weise erwidert wird. Die vielen wesensgleichen Züge, die Mensch und Tier im zarten Alter eigen sind, voran die Ursprünglichkeit und die Unbewußtheit, können für dieses Verhältnis als befriedigende Deutung angesehen werden.

Zwar ergötzt und erfreut uns das junge Tiergeschöpf vornehmlich durch seine pummelige, drollige Gestalt und die Unbeholfenheit und Tüppigkeit seiner Bewegungen. Es gibt aber unter ihnen sehr gewandte und grazile Vertreter, die schon kurz nach der Geburt zu erstaunlichen Leistungen im Laufen, Klettern und Schwimmen befähigt sind. Die unterschiedlichen Lebensäußerungen und Bewegungsformen lassen sich sowohl bei den Säugetieren als auch bei den Vögeln in den ersten Daseinsstadien erkennen, so daß der Fachmann sie geradezu als Nesthocker und Nestflüchter unterscheidet. Wir alle wissen, in welcher hilflosen und unentwickelten Zustände, nämlich kaum befledert, unfähig zum Laufen und überaus hilflos unsere Raub- und Singvögel zur Welt kommen, so daß ihnen das Futter von den Eltern lange Zeit zugetragen werden muß. In geradezu fertigem Zustande, nämlich mit einem wärmenden Daunengefieder und vom ersten Lebenstage zu einer selbständigen Nahrungsaufnahme befähigt, entschlüpfen dagegen die Nestflüchter dem Ei, so daß sie den Eltern sofort zu folgen vermögen. Zu ihnen gehören neben den Stelz- und Hühnervögeln auch die Schwimmvögel, darunter die Gänse.

Jung-Gänschen sind liebenswerte, drollige Geschöpfe. Man muß sie selbst gepflegt und groß-



gezogen haben, um all die von ihrem Wesen ausgehende Anmut und den Liebreiz empfunden zu haben. Dabei sind sie so anschniegig, daß sie ihrem Pfleger eine rührende Zutraulichkeit und Dankbarkeit entgegenbringen. Sie folgen ihm auf Schritt und Tritt mit ihren drallen Watschelbeinchen, beobachten mit ihren lustigen Äuglein jede seiner Bewegungen, versuchen stets mit ihm in engste Berührung zu kommen, knabbern überall an ihm herum und wispeln dazu in den höchsten Tönen, als gelte es, einen Sängerwettstreit auszutragen. Ihre Klugheit und Intelligenz äußern sich schon in frühester Jugend, denn bald lernen es unsere Gänslein, die Stimme ihres Pflegers von der anderer Menschen zu unterscheiden, kommen folgsam wie ein Hund auf Anruf zu ihm und werben um seine Freundschaft. Gern begleiten sie ihren Pfleger auch ins Wasser, wenn er ein erfrischendes Bad nimmt, und sie schwimmen ihm nach, wohin er auch seinen Weg nehmen mag.

MEMENTO MORI

Fernab von den Zentren der Kultur spielten sich inmitten der belebten Natur Tragödien erschütterndster und ergreifendster Art ab. Trotz aller Naturschutzbestrebungen wurden ganze Tierwelten vom Erdboden getilgt, und zwar mit einer Schnelligkeit, wie es nur bei den früheren katastrophalen Umwälzungen auf unserem Planeten der Fall war. Wer den Hergang dieses sinnlosen Massenmordes verfolgt, wird zu der Feststellung gelangen, daß mit dem Siegeslauf der Technik der Vernichtungskampf gegen die Tierwelt in gleichem Verhältnis einherging. Mit der fortschreitenden Kolonisierung, der Entwicklung der Verkehrsmittel und der Verfeinerung der Schußwaffen muß das 19. Jahrhundert als die Zeitspanne gelten, in der am schlimmsten gemetzelt und gemordet wurde. Ein Massenheer größten und edelsten Wildes erhebt Anklage, dazu Dutzende eigentümlicher und höchst interessanter Tiere, die uns und unseren Nachfahren nie wieder lebend vor Augen geführt werden können. Durch kein anderes Beispiel wird das traurige Schicksal eines vom Menschen preisgegebenen Geschöpfes so ergreifend und eindrucksvoll vor Augen geführt wie durch die Vernichtung des amerikanischen Bisons oder Indianerbüffels. Wir alle kennen aus unserer Jugend diese Tiertragödie zu genau, um nicht zu wissen, wie eng der Untergang des Bisons mit dem Schicksal der nordamerikanischen Indianer verknüpft ist; denn die Ureinwohner der Vereinigten Staaten lebten Jahrtausende hindurch von dem, was der Wollbüffel ihnen durch seinen Riesenkörper spendete, nämlich Nahrung, Kleidung und Wohnung zugleich. Als der weiße Mann auf den weiten Prärien der heutigen Union erschien, fand er noch viele Millionen dieses mächtigen Wildes vor, doch siehe: er trieb den blinkenden Schienenstrang ins Innere des Landes, die Feuerbüchse gelangte auch in die Hände der

Rothäute, und das unüberlegte Morden begann. Die Felle bildeten geschätzte Tauschartikel, die Zunge einen begehrten Leckerbissen. Die Kadaver ließ man liegen, so daß sie an den Schlachtplätzen unübersehbare Leichenfelder bildeten. Die Gefahr, die seiner Sippe durch die Vernichtung des für seine Existenz so wertvollen Wildes drohte, erkannte der rote Mann zu spät: heute hat sich das Schicksal der Indianer erfüllt! Von den drei Millionen Wollbüffeln, die schätzungsweise in den 70er Jahren noch die Prärien Nordamerikas bevölkerten, konnten Ende der 80er Jahre nur einige hundert versprengte Stücke aufgefunden werden. Sie wurden mühsam gesammelt und einem Reservat zugeführt.

Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß vor hundert Jahren noch viele Millionen dieses stattlichen Wildrindes die weiten Prärien Nordamerikas durchstreiften, die vereint mit dem anderen Gattier eine ungeheure pulsierende Lebenswelle aufwarfen, und daß in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts in den Vereinigten Staaten eine „American Bison Society“ ins Leben gerufen werden mußte, um die wenigen versprengten Stücke zu sammeln und vor der Vernichtungswut in Schutz zu nehmen, so wird sich der Tierfreund eines tiefen Schamgefühls nicht erwehren können. — Kaum anders erging es den Rothäuten.



Der Bison war dem Indianer gewissermaßen ein Haustier, das nicht gestallt und gepflegt zu werden brauchte und ihm dennoch mit unfehlbarer Sicherheit die Existenz geboten hat. Von seinem Fleisch ernährte er sich, viele Teile seines massigen Körpers gaben ihm wichtige Gebrauchsgegenstände, seine Decke bot ihm Kleidung, und aus den mächtigen Häuten bereitete er sich seinen Wigwam in Gestalt wohnlicher Zelte. Trotz der Zehntung vermehrten sich die unüberschaubaren Herden und boten dem Indianer reichen Überfluß, bis der weiße Mann mit den „Segnungen der Kultur“ erschien. Die vielen Stämme der

freien Jagdvölker Nordamerikas, die seit Menschengedenken auf die Ausbeutung der Riesentiere angewiesen waren und mit keinem anderen Existenzfaktor rechnen konnten, waren dem Hunger- und Kältetod preisgegeben. Sie starben in Massen, in ganzen Stämmen dahin. Die Reste sammelte man in Reservaten, wo sie ein klägliches, kümmerliches Dasein führen, sie, die ehemals als edles, freies, kampferprobtes Jägervolk die Steppe beherrschten. Ihr Unterhalt kostet jährlich mehr als die auf so sinnlose Weise zu Millionen dahingeschlachteten Tiere ihren Mördern an Reinertrag lieferten.

DER FREIFISCHER

Es ist eine dem Fachmann geläufige Tatsache, daß in den weitesten Kreisen drei sehr eigenförmliche Vogelformen häufig miteinander verwechselt werden, nämlich der Pelikan, der Pinguin und der Flamingo. Wenn wir nach der Ursache dieser Erscheinung forschen, so könnte als Grund für das Durcheinandergeraten dieser drei an sich so verschieden gestalteten und auch

in ihren Lebensäußerungen sehr unterschiedlichen Tiererscheinungen im Wissensschatz unseres Volkes vornehmlich die fremdartig klingenden Namen angegeben werden, deren Träger in jedem Fall eine seltsame, uns fremd anmutende und von dem Ebenmaß anderer Geschöpfe vielfach abweichende Gestaltung zeigen. Und doch prägen sich die Merkmale dieser grotesken Vogelgestalten unschwer ein: die wie Rokokofiguren aus Meißener Porzellan anmutenden „Rosen des Nils“, die Flamingos, mit dem langen Schlangenhals, den überhohen Stelzbeinen und dem rosenroten bis roten Gefieder, die auf ihren kurzen Watschelbeinchen menschlich-komisch aufgerichtet gehenden Pinguine mit der lustigen Frack- und Vorhemdzeichnung und ihrer so meisterhaft ans Schwimm- und Tauchleben angepaßten Körperform und endlich die in ihrem Äußeren dem Schwan nicht unähnlichen, aber mit langem Spitzschnabel bewehrten und einem Hautsack am Unterschnabel ausgestatteten Pelikane.

Sinn und Zweck dieser so verschiedenen, tief begründeten Gestaltungsweise sind lediglich die von der Natur beabsichtigte, zielbewußt durchgeführte Anpassung an die Lebensweise dieser Meisterschwimmer. Betrachten wir einen Pelikan genauer, so werden wir wahrnehmen können, daß sein ganzer Körper der wasserbewohnenden Lebensweise und seiner Eigenschaft als hochspezialisierter Fischfänger aufs zweckmäßigste angepaßt ist. Da die Pelikane die im Wasser lebenden gewandten Schuppenträger im Schwimmen oder im Sturzflug erbeuten, ist ihre Haut sehr lufthaltig. Ihr Körper erhält im Wasser daher eine große Wendigkeit; ihr gerin-



ges spezifisches Gewicht gestattet aber keine Taucharbeit.

... In tiefem Schweigen träumt der von Galeriewald und Rohrwäldern umgürtete malerische Steppensee des heißen Syrierlandes. Vielgestaltiges Wassergefügel führt in der Schilfwildnis ein beschauliches Dasein. Plötzlich streicht über das Grünufer ein Geschwader von zwanzig Riesenvögeln und schickt sich an zur Landung in der Mitte des Sees. Durch den eng zusammengelegten Hals und den darauf liegenden ungeheuren Schnabel erinnern die Flieger lebhaft an die Flugsaurier längst entschwundener Tage. Nach der in sicherem Gleitflug erfolgten Landung formieren sich die gefiederten Sonderlinge zu einer langen Reihe und schwimmen gemeinsam in langer Front dem Ufer zu, wobei sie hin und wieder mit den mächtigen Schwingen die Wasseroberfläche peitschen. In Ufernähe beginnt ein interessantes Treiben. Mit erstaunlicher Gewandtheit schnellen sie ihren S-förmig zusammengelegten langen Hals vor, stoßen mit den Langschnäbeln geschickt und zielbewußt in die Flut und halten nach jedem Stoß einen sil-

berglänzenden Fisch zwischen den Schnabelhälften, der sofort in dem als Kescher gute Dienste leistenden Hautsack des Unterschnabels verschwindet. So fischt die lange Reihe der Pelikane in wohlgeordneter Zusammenarbeit. Vor der Front dieser Freifischer haben sich die Fische in Mengen zusammengeballt und das Wasser ist vor ihren Verfolgern in ständiger brodelnder und wirbelnder Bewegung. Oft springen die gleißenden Flossenträger aus ihrem nassen Element, um den mörderischen Lanzen ihrer Feinde zu entgehen. Immer mehr füllen sich die Schnabelsäcke der Pelikane, immer schwerer und tiefer hängen die nützlichen Vorratskammern von den freßlustigen Schnäbeln herab, obwohl die Vögel schon beim Fangen ein ergiebiges Mahl gehalten haben. Nach der fröhlichen Fischwaid steuern die Jäger dem nahen Ufer zu, verzehren gemächlich den Raub aus ihren natürlichen Keschern und pflegen dann, ihr Gefieder trocknend, beschaulich der Ruhe...

Das ist die bewährte, nie versagende Überlistungs- und Angriffstaktik der Pelikane: Freifischer von hohen Graden!

DIE SELTSAME DUFTQUELLE

In Amerika gibt es vom äußersten Norden bis zum äußersten Süden eine Gruppe marderartiger Raubtiere, deren Vertreter gewöhnlich die Größe einer Katze erreichen, doch gibt es in den tropischen Gebieten auch solche von Rattengröße. Sie tragen ein langhaariges Gewand von mehr oder weniger ausgedehnter, scharf abgesetzter Längstreifung von schwarzer und weißer Farbe und einen langen buschigen, behaarten Schwanz. Ihr von unserer Damenwelt beliebtes und begehrtes Pelzwerk kommt unter dem Namen „Skunk“ in den Handel; sie führen aber noch einen weniger anmutigen, jedoch sehr bezeichnenden Namen, der auf eine Eigenschaft hindeutet, die diese sonst harmlosen und sogar anmutigen Buschläufer berühmt und berüchtigt gemacht hat. Wenn man in Amerika nämlich von diesen „Stinktieren“ spricht, läuft jedem Hörer ein gelinder Schauer über den Rücken, und das in Sonderheit, wenn einer von ihnen schon einmal nähere Bekanntschaft mit dem teuflischen Duftorgan dieser Stänker gemacht hat.

Um die Bedeutung dieser Duftausscheidung für ihren Erzeuger selbst und seine Umgebung ganz verstehen zu können, bedarf es einer näheren

Erklärung. Bei vielen Schleichkatzen und marderartigen Raubtieren werden unter dem After zwei Drüsen angetroffen, die eine gelbliche ölige Flüssigkeit von mehr oder weniger penetrantem Geruch absondern. Da unser Stinktief ganz auf Duft eingestellt ist, sind sie bei ihm zu walnußgroßen Gebilden vergrößert und vermögen eine größere Menge Duftstoff zu fassen als die anderer Marder. Weiter ist das Stinktief imstande, seinen Duftstoff auf Entfernungen bis zu sechs Meter von sich wegzuschleudern und zielbewußt auf seinen Gegner zu spritzen. Noch raffinierter aber ist, daß der Stänker durch Zusammenpressen einiger Muskeln seinen Duftstoff in einen feinen Staubregen verwandeln kann, so daß der Getroffene über und über von der ekel-erregenden Flüssigkeit benetzt wird. Der Gestank, der bei einem solchen Angriff sich verbreitet, soll geradezu sinnbetäubend wirken, so daß selbst die größten und stärksten Feinde des Tieres davor zurückschrecken. Getroffene Hunde sollen sich wie rasend auf dem Boden wälzen, Kleidungsstücken hängt der infernalische Geruch trotz täglichen Waschens und Reinigens noch wochen- und selbst monatelang an und



erfüllt dazu das ganze Haus. So ist es kein Wunder, daß sich die Menschen und Tiere so schnell wie möglich aus der Nähe dieses boshaften Gesellen mit dem hinterlistigen Drüsenapparat zu flüchten versuchen. Was die Natur mit dieser Einrichtung bezweckt, ist unschwer aus unserer Schilderung zu erkennen, denn unser kleiner Stinker ist mindestens ebenso geschützt gegen seine Feinde wie das stärkste

men, zeigen die Stinktiere viel Marderartiges. Tagsüber halten sie sich schlafend in unterirdischen Bauten und Schlupfwinkeln ihres in Wäldern gelegenen Wohngebietes auf und gehen in der Abenddämmerung auf Nahrungssuche, wobei sie mit marderartig hochgebogenem Rücken laufend und springend das Gelände durch-eilen, um vornehmlich kleinere Wirbeltiere, Insekten, Würmer sowie Vogeleier zu vertilgen.

Großwild. Überraschenderweise machen gefangengehaltene Stinktiere von ihren Drüsen niemals Gebrauch, sie erweisen sich vielmehr als angenehme und drollige Pfleglinge. Geradezu reizende, verspielte Geschöpfe sind Skunks im zarten Jugendalter, so daß sie in unseren Tiergärten auf Jung und Alt große Anziehungskraft ausüben, zumal sie völlig zahm werden und sich von ihrem Pfleger gern spaziertragen lassen und ihm auf Schritt und Tritt wie junge Hunde folgen.

In ihrer Lebensweise, vor allem im Wesen und Beneh-

DAS RÄTSELWESEN

Wohl kaum ein Tier auf dem weiten Erdenrund zeigt in seinem Körperbau und seinen Lebensäußerungen so viel seltsame, ja absurde, von dem Normalzustand abweichende Eigenschaften wie das in mehreren Gattungen und Arten im tropischen südamerikanischen Urwald beheimatete Faultier. Beim Betrachten der äußeren Erscheinung dieses Sonderlings gewinnt der Beschauer den Eindruck, daß das Wesen nicht mehr in die heutige Zeit paßt und wohl als Überbleibsel längst entschwundener Urwelttage zu gelten hat. Diese Annahme ist richtig, denn sowohl das Faultier als auch die anderen früher in der Ordnung der sogenannten „Zahnarmen“ vereinigten grotesken Geschöpfe: Ameisenbären, Gürteltiere und Erdferkel waren ehemals weit über unseren Planeten verbreitet und hatten ihre Glanzzeit in Erdepochen, in der ihre Vorfahren in den seltsamsten Formen teilweise bis zu Ele-

fantengröße auftraten; vor deren aus den Grabkammern der Erde geborgenen Gebeinen stehen wir heute voll ehrfurchtsvollen Staunens. Ungemein tiefgreifend und mannigfaltig sind die Unterschiede, die die Faultiere vor den anderen Säugern auszeichnen. Da diese das Blätterdach der Tropenbäume niemals verlassenden Geschöpfe sich ausschließlich von Blättern, Schößlingen und Früchten ernähren, sind sie im anatomischen Bau dem Baumleben aufs beste angepaßt, und da sie in ihrer natürlichen Körperlage mit dem Rücken nach unten hängen, hat ihnen die Natur noch einige höchst eigentümliche Einrichtungen mit auf den Lebensweg gegeben, die wir bei anderen Säugern nicht vorfinden. Die Krallen sind zu regelrechten Steigeisen umgewandelt, mit denen die Faultiere sicher und für ihre Verhältnisse schnell durch das Geäst der Urwaldbäume hangeln. Da sie das Blätterreich

ihr ganzes Leben lang nicht verlassen, müssen sie ihm auch das Getränk entnehmen, ohne auf den Boden herabzusteigen. So laben sie sich am Tau der Blätter. Es ist verständlich, daß der hochspezialisierte Baumsteiger auf dem Erdboden das unbeholfenste und hilfloseste Geschöpf sein muß. Wegen seines Hängelebens läuft das Haarkleid des Faultieres „umgekehrt“, nämlich vom Bauch zum Rücken gescheitelt, damit bei den starken Tropenregen das Wasser richtig abfließen kann. Die Gliedmaßen besitzen besonders drehbare Gelenke, so daß man

bei seiner erstaunlichen Beweglichkeit den Eindruck gewinnt, daß ein solches Geschöpf aus Gummi besteht.

Da das Faultier bei seiner normalen Körperhaltung mit dem Kopf nach unten hängen muß, hat ihm die Natur eine unter den Säugern einzig dastehende Einrichtung zur Beweglichkeit des Kopfes verliehen. Wir wissen, daß alle Säuger über sieben Halswirbel verfügen. Auch der Mensch hat dieselbe Anzahl Halswirbel wie die Giraffe und die Spitzmaus, nur daß sie bei den Etagentieren länger ausgebildet, bei den Kurzhälsen entsprechend kleiner sind. Die Faultiere aber besitzen einige Halswirbel mehr als die anderen Säuger, wodurch sich die eulenartige Drehbarkeit ihres Kopfes erklärt. Als weitere Anpassung an das Hängeleben hat die umgekehrte Lage des Gefäßsystems zu gelten, die ein „Zukopf- oder Zurücksteigen“ des Blutes verhindert. Geradezu



reptilienhaft primitiv mutet die Zurücksetzung der Atmung und der Körpertemperatur sowie die Zählebigkeit dieser Rätseltiere an.

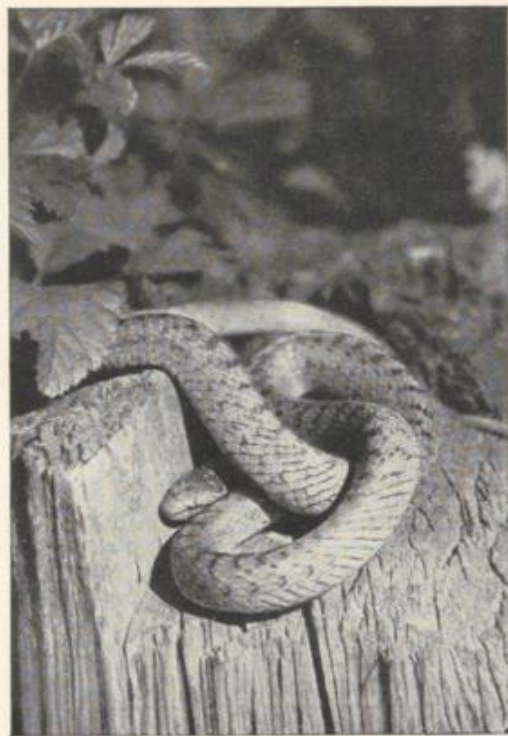
Noch einer seltsamen, dem Geschlecht der Faultiere eigenen Erscheinung sei gedacht. Wenn wir diese Geschöpfe in der Freiheit beobachten oder in frisch gefangenem Zustand in einem Zoo bewundern, werden wir auf ihrem Körper gelbgrünliche, oftmals goldschillernde Felder und Flächen wahrnehmen, die ihrem Träger ein seltsames Aussehen verleihen. Es sind Algen, die überall zuerst erscheinende, primitivste Art des Pflanzenwuchses. Noch seltsamer aber ist die Tatsache, daß das Faultier von einer Zünslerart, dem sogenannten Faultierschmetterling, bewohnt wird. Nur ist sich die Wissenschaft noch nicht klar darüber, ob die Raupe dieses Falters im Haar seines Wirtes schmarotzt oder auf den Algen, die sich in seinem Fell bilden.

FEDERMANN'S FEIND

Der Name Glattnatter dieser bei uns nicht in allen Gegenden vorkommenden, zum Beispiel in der norddeutschen Tiefebene fehlenden Schlangenart ist ohne weiteres erklärbar, während die Bezeichnung Schlingnatter auf ihre Gewohnheit, die von ihr überwältigten Beutestücke zu umschlingen und zu erdrosseln, aufmerksam machen soll. In dem wissenschaftlichen Gattungsnamen *Coronella* wird zum Ausdruck gebracht, daß das Tier mit einem „Krönchen“ geschmückt ist, da es

auf dem Nacken einen braunen oder schwarzen Fleck in Herz- oder Hufeisenform trägt. Der Artname „austriaca“ soll an die eigentliche österreichische Heimat des Tieres erinnern.

Die Schlingnatter ist eine Bewohnerin des Mittelgebirges und der Hügellandschaften, wo sie im Gestrüpp und Geröll eine verborgene, zurückgezogene Lebensweise führt und keineswegs so offen in Erscheinung tritt wie die uns gut bekannte Ringelnatter. Entgegen anderen Schlan-



genarten unserer Heimat ist die Glattnatter sehr angriffslustig und nimmt bei Beunruhigungen und Störungen sofort Kampfstellung ein. Als Nahrung dienen ihr vorwiegend Wechselblütler, namentlich Eidechsen und Blindschleichen, die am Kopf ergriffen und durch Umschlingung ihres Körpers erdrosselt und getötet werden.

In dieser Taktik des Angriffs und des Tötens der Beutestücke weicht die Schlingnatter nicht unwesentlich von den meisten anderen Nattern ab, die das ergriffene Opfer gewöhnlich allmählich verschlingen, wobei die leicht nach hinten gerichteten Zähne immer weiter greifen, bis das fast immer noch lebende Beutestück allmählich im Schlund verschwindet. Wesentlich humaner töten die Giftschlangen, denn sie schlagen meist aus dem Hinterhalt ihre mörderischen Giftzähne in das Opfer und ziehen sich dann zurück, um die Giftwirkung des verhängnisvollen Bisses abzuwarten. Geradezu von betäubender Wirkung ist die Tötungsweise der Riesenschlangen, die wie unsere Schlingnatter ihr Opfer durch eisernen Druck ihres Leibes erdrosseln oder zermalmen. Vorbedingung für einen sicheren Zustoß und Biß ist bei jeder Schlange das S-förmige Zurücklegen des vorderen Körperdrittels. Das Beutestück wird stets am Kopf gepackt. Zustoßen, Packen

und Umschlingen des Opfers erfolgt fast immer so blitzschnell, daß eine Beobachtung unmöglich ist. In diesem Augenblick können wir nur ein kurzes, graues, schattenartiges Durcheinanderfliegen der Körper bemerken, und schon in Sekundenschnelle liegt das nächste Szenenbild vor uns: wie in einem Schraubstock liegt das Opfer in der eisernen Umklammerung des geschmeidigen, muskulösen Schlangenleibes, so daß ihm sofort der Atem und zumeist auch die Besinnung genommen wird.

Sobald die letzten konvulsivischen Zuckungen dem Reptil den Tod seines Opfers bekunden, lockern sich die eisernen Schlingen und allmählich beginnt der letzte Akt. Seine Dauer ist nur ungefähr vorher zu bestimmen und hängt von der Größe des zu bewältigenden Tieres ab. Die Schlange packt mit weit aufgerissenem Rachen den Kopf des Kadavers und schlägt die rückwärts gerichteten Zähne nach und nach weiter in ihre Beute, abwechselnd die Kieferhälften vorschiebend. Nachdem die enorm dehnbaren Bänder des Kieferbogens ihre größte Spannung erreicht haben, ist der Schlund für den Durchtritt des Kadavers geeignet. Oftmals ist beim Schlingen der ganze Kopf in dichten Schleim und Schaum gehüllt. Damit die Schlange bei dem Würgeakt nicht erstickt, kann sie ihre Luftröhre aus dem Rachen hervorstrecken. Langsam gleitet der Kadaver in den Schlund hinunter bis in den Magen. Durch die Entwicklung der Gase schwillt der Leib nach einigen Tagen zu einem unförmigen Gebilde an, so daß eine Riesenschlange in diesem Zustand ganz unförmig aussieht. Mit Beendigung der 10 bis 12 Tage währenden Verdauung fällt auch der Leib wieder zur normalen Stärke ab. Nach jeder ausgiebigen Mahlzeit können Riesenschlangen 3 bis 4 Wochen hungern. Und woraus bestand z. B. eine abendliche ausgiebige Mahlzeit einer Pythonschlange? Aus 5 Kadavern: 2 Hunden, 2 Schwänen und 1 Katze! Manchem Tierfreund mag beim Lesen unserer Schilderung ein gelindes Gruseln befallen.



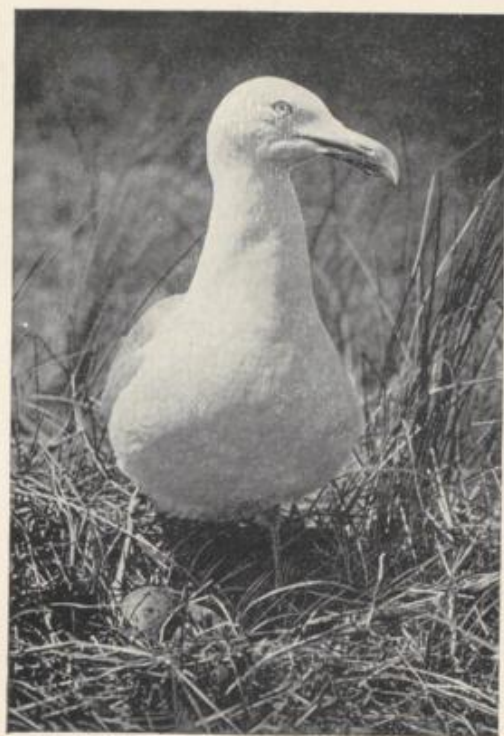
*Uräus-Schlange
mit Halsschild*

SILBERFLOCKEN DES MEERES

Erblickt ein Reisender in den Tagen des Frühlings vom schwankenden Schiff eines der bekannten Vogelparadiese der Nordsee, so offenbart sich ihm ein Bild buntbewegten Lebens. Hunderttausende von Vogelaugen schauen über die brandenden Wogen auf das sich nähernde Schiff. Besuchen wir eine dieser ungeheuren Lebensgemeinschaften, so fesselt uns vornehmlich das mannigfaltige Treiben einer Kolonie brütender Möwen. Zur Zeit der Brut scharen sich diese „Silberflocken des Meeres“ oft zu Tausenden auf einer Insel zusammen, wo sie dem Auge dieselben eindrucksvollen Bilder darbieten wie die Bewohner der berühmten Vogelberge des hohen Nordens, die schichtweise nach Arten geordnet in langen horizontalen Reihen auf den zerklüfteten Felsgürteln der Eiderholme dem Brutgeschäft nachgehen. Trotz des großen Geselligkeitsbedürfnisses der Möwen herrschen in ihrem Reich Eifersucht, Tücke und Futterneid, so daß Zank und Streit die erhitzten Gemüter nie zur Ruhe kommen lassen. Beim Nähern einer fremdartigen Erscheinung erheben sich Hunderte der argwöhnischen Gesellen krächzend und kreischend, und vereinigen sich mit den fliegenden zu einer Wolke weißblinkender Fittiche.

Dabei bietet sich Gelegenheit, einige für kurze Zeit von den Vögeln verlassene Nester und Gelege näher zu betrachten. Wahllos zwischen Dünengras, oft auch auf dem reinen Sandboden, liegen lose mit Gräsern und Flechten ausgelegte, muldenförmige Vertiefungen, deren jede 2 bis 3 bräunlich gefärbte, aschgrau und schwarzbraun gefleckte Eier enthält. In einigen Nestern hocken zierliche, dunkel gefleckte Daunenbällchen mit glänzendschwarzen Samtaugen. Einige Gesperre sind bereits so selbständig, daß sie munter umhertrippeln, aber beim Nahen bergen sie sich so geschickt im Graswuchs, daß sie bei der ihrer Umgebung gleichenden Färbung trotz eifrigen Spähens nicht wahrzunehmen sind.

Fortwährend landen die Eltern bei ihren Jungen, die ihnen die soeben erbeutete Nahrung aus dem geöffneten Schnabel nehmen oder die ausgewürgten Stoffe vom Boden aufpicken. Dabei lassen sich die auf der Speisekarte der Möwen stehenden Futterstoffe gut nachweisen. Neben Fischen aller Art sind Seesterne, Uferwürmer,



Krabben, Käfer und mancherlei Kleintier zu erkennen, die von den auch Aas fressenden Vögeln im Meer gefangen oder am Strande aufgelesen werden. Kaum, daß die Jungen geatzt sind, starten die Alten wieder zu neuem Flug, denn die Sprößlinge sind unersättlich. Es herrscht im Reiche der Möwen ein ständiges Kommen und Gehen, emsige Geschäftigkeit, wirbelndes, buntes Leben.

In ihrem Benehmen zeigen sich die Möwen klug, aufgeweckt, neugierig und kampflustig; ihre Bewegungen vereinigen Kraft und Anmut. Ihr schneller, trippelnder Gang ist leicht und erfolgt bei völlig waagrecht gehaltenem Körper. Beim Schwimmen tragen sie den Körper auffallend hoch. Leicht und elegant gleiten sie über die Wogen. Aber erst im Reiche der Luft zeigen sie sich als vollendete Künstler. Auffliegen und Landen geschieht überaus gewandt und geräuschlos. Der Flug erfolgt unter langsamen Flügelschlägen, denen ein anhaltendes, elegantes

Schweben folgt. In wundervollen Flugspielen umgaukeln die silbern schimmernden Vögel das langsam seines Weges ziehende Schiff. Bald flattern sie zierlich um die Mastspitze, bald schweben sie in schönem Gleitflug dahin, um plötzlich wirbelnde Haken zu schlagen und schließlich pfeilgeschwind auf die blinkende Wasserfläche zu stoßen. All die Anmut und Lieblichkeit verschwinden, beobachten wir diese Flugkünstler auf dem Jagdzuge oder bei der Beute. Dann werden aus ihnen häßlich kreischende und

gefräßige Räuber. Trotz ihrer reichlichen Fischverteilung sind es nützliche Tiere, da sie durch das Abräumen des Strandes von faulenden Tierkörpern und Aas eine Art Sanitätspolizei des Meeres bilden und seuchenartige Erkrankungen verhüten helfen. Sehr geschätzt sind Möweneier. Die staatlich verpachteten Brutkolonien auf Borkum und Sylt liefern jährlich etwa 600 000 der wegen ihres Wohlgeschmackes geschätzten Eier für den Verkauf, ohne daß ein Rückgang der Bestände zu verzeichnen wäre.

ARTISTEN



Riesige Wellenbrecher rollen auf die zerklüfteten Felsgestade der kalifornischen Küste, zerschellen an den Klippen zu haushohen Gischtschleiern und sinken in die brausende Flut zurück. In jahrtausendelanger, rastloser Arbeit haben die Wogen hier im Gestein die seltsamsten Gebilde geschaffen. Drohende Giganten, phantastische Fabelwesen und große Bogentore starren als Wahrzeichen der unermüdlichen Tätigkeit des Meeres gen Himmel. Robben und Möwen sind die einzigen Lebewesen in dieser von Naturgewalten beherrschten, felsigen Einöde. Sie bilden die Heimat des kalifornischen Seelöwen. Die gewandtesten und schnellsten Robben wetteifern mit ihnen um die Meisterschaft im Schwimmen und Tauchen. Pfeilgeschwind schießen sie durch die Wogen, springen meterhoch aus der glitzern-

den Flut, schlagen elegante Purzelbäume oder tummeln sich jagend im wirbelnden Spiel der Flossen. Die gewandtesten Fische entgehen ihrem spitzzahnigen Gebiß nicht. Doch auch am felsigen Meeresufer vermögen sie verblüffende Proben ihrer Lauf- und Kletterfähigkeit zu geben.

Wir alle haben sie wohl schon bewundern können im grellen Licht der Scheinwerfer, wenn sie im Rund der Manege ihre verblüffenden Kunststücke zum besten gaben, die gelehrigen Seelöwen von Kaliforniens Küsten. Mit erstaunlicher Sicherheit balancieren

sie auf ihren Spitznasen alle erdenklichen Gegenstände, laufen und klettern dabei umher, überschlagen sich sogar, tanzen auf dem Seil, stehen auf einer Flosse, spielen Nasenball und treiben viele andere seltsame Dinge, die ihnen nicht schwer fallen, denn es sind geborene Artisten! Als ausgesprochene Meeresbewohner sind die Flossenfüßer dem Wasserleben aufs engste angepaßt. Lange Ohren würden ihnen hinderlich sein beim Schwimmen, daher sind die äußeren Gehöre zu winzigen Anhängen verkümmert oder fehlen gänzlich. Dazu ist die Halswirbelsäule stark verkürzt, das große Auge mit kugelig gewölbter Linse und Nickhaut versehen, die Nasenlöcher verschließbar, die Körperbehaarung kurz und der Schwanz verstümmelt. Ein dicker Fettpanzer dient zum Tragen im Wasser und schützt vor

Wärmeverlust. Da sie das Gebiß nur zum Fangen, nicht aber zum Zerkleinern der Fischnahrung gebrauchen, tragen die ziemlich gleichgroßen Zähne nadelfeine Spitzen. Die vorzugsweise in den Küstengebieten der kalten und gemäßigten Zone beheimateten Robben kommen nur ans Land, um zu ruhen, um die Paarung zu vollziehen und die Jungen zu setzen. Sie vereinigen sich meist zu größeren Gesellschaften, um der Nahrung nachzugehen, die aus Fischen, aber auch Krebsen und Mollusken besteht.

Zur besseren Unterscheidung wurden den Flossenfüßern im System drei Familien zugewiesen, von denen die echten Robben starr nach hinten stehende Hinterflossen tragen; außerdem fehlt ihnen ein äußeres Ohr. Bei den Ohrenrobben lassen sich die äußeren Gehöre als winzige Anhänge erkennen, außerdem vermögen sie die Hinterbeine in ihrem unteren Teil nach vorn um-

zulegen, wodurch sie befähigt sind, sich auf dem Lande besser fortzubewegen, als die sehr unbeholfenen, seehundartigen Geschöpfe, die eine seltsam raupenartige Fortbewegungsweise kennzeichnet. Den Vertretern der dritten Familie, den Walrossen, fehlt ein äußeres Ohr, aber sie besitzen die umlegbaren Hinterbeine der seelöwenartigen Geschöpfe; außerdem weisen sie so eigentümliche Merkmale im Körperbau auf, daß ihre Abtrennung von allen anderen Robben voll berechtigt erscheint. Als die bekannteste Ohrenrobbe verdient der wohl kaum einem Zoologischen Garten fehlende Seelöwe Erwähnung. Ihre Beweglichkeit und Munterkeit machen diese Tiere zu beliebten Beobachtungsobjekten, und namentlich ihre eleganten Schwimm- und Tauchkünste erregen stets die Bewunderung einer vielköpfigen Menschenmenge, die gewöhnlich die Robbenschwimmbecken umlagert.

SPUK

Der Forschung hat wohl keine andere Gruppe der Säuger so viele Rätsel aufgegeben wie die Flattertiere.

Wir alle haben schon einmal in der Abenddämmerung oder in hellen Nächten diese in ein unscheinbares, düsteres Kleid gehüllten Flugkünstler beobachtet, wenn sie mit zitternden Flügelschlägen die Luft durchgeistern und die vorstehenden Zweige und Äste der Bäume und Sträucher geräuschlos umschwirren und umgaukeln. Bald schießen sie reißenden Fluges zu den Baumwipfeln und Hausgiebeln empor, um einige blitzschnelle Haken zu schlagen, dann eine Strecke in elegantem Schwebeflug dahinzugleiten, wieder in verwirrendem Zickzackflug davonzustürmen und hier und da mit einer blitzschnellen, wendigen Flugbewegung ein Kerbtier zu fangen und im Weiterflug zu verzehren. Gegen Morgen aber ist der Spuk zu Ende. Dann suchen die Nachtschwärmer dunkle Verstecke in Baumlöchern, Felshöhlen, Türmen, Ruinen, Häuserböden und ähnliche Unterschlüpfe auf, um sich mit den Hinterbeinen kopfabwärts aufzuhängen und den Tag zu verschlafen, bis sie die Dämmerung zu neuer Regsamkeit weckt.

Zum Fluge sind die Fledermäuse befähigt durch die zwischen den Körperseiten und den übermäßig stark verlängerten, stäbchenfeinen Mittelhandknochen ausgespannten, sehr verschieden ausgebildeten Flughäute. Da ein Geschöpf in der

Dämmerung oder bei dunkler Nacht in reißendem Flug seine aus kleinen, umherschwirrenden Tieren bestehende Beute nicht sehen oder riechen kann, hat die weise Natur einen wundersamen Weg eingeschlagen, diesen Nachtschwärmern das Dasein zu ermöglichen. Das Wunder liegt in ihrer Haut. Keine Haut eines anderen Tieres reagiert so vollendet auf Druck- und Schallempfindungen, wie die dieser Kinder der Nacht. Die feinnervigen, häutigen Auswüchse und Aufsätze der Nase verleihen dem Fledermausgesicht ein höchst absonderliches, oft sogar abenteuerliches Aussehen, das auf unser Schönheitsempfinden wenig vorteilhaft wirkt. Auf Schallwellen reagieren die Hautauswüchse in geradezu erstaunlicher Weise. Sicher vernimmt die Fledermaus noch Töne, die weit über unserer Hörskala liegen und spürt noch Luftwellen, die sehr weit darunter liegen. Der leiseste Flügelschlag eines fernen Kerbtieres klingt noch an ihr Ohr, und die zurückkehrende Welle ihrer eigenen Bewegung warnt sie vor festen Hindernissen. Immer in Bewegung, immer hungrig, verzehrt sie Unmassen fliegender Insekten, denen beizukommen kein anderes Tier geeignet ist. So leisten die kleinen Nachtflieger dem Menschen treue Dienste im Kampf gegen gefährliche Schädlinge der Wirtschaft und sind daher unter strengen staatlichen Schutz gestellt worden.

Noch eine andere seltsame Eigenheit unserer heil-



mischen Fledermäuse sei erwähnt, der auch von einer Anzahl anderer Geschöpfe her bekannte Winterschlaf. Auf dem Boden unseres Hauses haben wir so ein winterschlafendes Flattertier entdeckt, wie es, in seine Flughäute gehüllt, sich an den Hinterbeinen an einem Balken mit dem

Kopf nach unten aufgehängt hat. Vorsichtig nehmen wir das Tierchen einmal in die Hand, um es näher betrachten zu können. Es sträubt und wehrt sich nicht, ja es bewegt sich nicht einmal. Jegliches Leben scheint aus dem kleinen Körper entwichen zu sein, denn er fühlt sich genau so kalt an wie die Gegenstände seiner Umgebung. Nicht nur Atmung und Herzschlag sind so erheblich zurückgegangen, daß sie kaum noch wahrnehmbar sind, auch die Bluttonperatur ist so stark gesunken, daß sie der Umgebung völlig angeglichen ist. Auch die Sinnesfunktionen und das Empfindungsvermögen sind so stark herabgesetzt, daß das Tierchen uns nicht wahrzunehmen vermag. Bei diesen Feststellungen gewinnen wir den Eindruck, daß die Bezeichnung „Kältestarre“ für den von uns beobachteten Zustand wohl geeigneter wäre als der Ausdruck „Winterschlaf“.

Unter den 1200 Arten der Flattertiere gibt es auch fruchtfressende Großfledermäuse, als deren Vertreter der Fliegende Hund genannt sei. Er gehört mit einer Körperlänge von 40 cm und einer Spannweite von 1,50 m zu den größten, bekannten Arten überhaupt. Seine Heimat ist Ostindien und seine Inselwelt. Oft unternehmen die Tiere große Wanderungen, die sie von einer Insel zur anderen oder über große Meeresbuchten führen. Als echte Nachttiere hängen sie tagsüber in Massen ruhend auf hohen Bäumen, wo sie leicht gefangen werden können. So gelangen sie gelegentlich in unsere Zoos, wo sie sich bei sachgemäßer Fruchtfütterung im geräumigen Flugkäfig verhältnismäßig gut halten.

KLEINER BÖSER *L*IEBLING

Am Hauptweg der Zoos grüßen die Besucher meist buntfarbige Papageien, die in langer Reihe an Bügel gekettet, sich füttern und streicheln lassen, dafür die dargebotenen Leckerbissen entgegennehmend und zur Freude von Jung und Alt einige passende oder unpassende Worte sprechen. Unter den Buntröcken fallen einige weiß und rosenfarbene Vögel mit kecken Spitzhauben auf, die sie bei jeder Gelegenheit aufrichten und niederlegen. Es sind Kakadus, die uns willig ihr Köpfchen entgegenneigen, um gekost zu werden, oder auch die Flügel lüften, um anzudeuten, daß sie in den Achseln gekraut sein möchten. Wenn unsere Finger dann erst die Haut berühren und weiterstreicheln, dann macht Freund Kakadu ein

zufriedenes Gesicht und nimmt unsere Liebko-
sung viertelstundenlang entgegen. Das milde,
sanfte und freundliche Wesen macht uns einen
solchen Hausgenossen liebenswert und ange-
nehm. Wenn wir uns täglich mit ihm beschäf-
tigen, werden wir erstaunt sein über seine große
Gelehrigkeit, sein erstaunliches Gedächtnis und
sein angeborenes Sprachtalent. Er ist keineswegs
so launisch und leicht erregbar wie andere
Papageien, vielmehr erwidert er dankbar jede
Liebe, die man ihm entgegenbringt. Bei seinem
guten Gedächtnis vergißt der kleine Wicht aber
Kränkungen und Mißhandlungen nicht so leicht,
ja er kann gegen Feinde und Unholde sogar
rachsüchtig und tückisch werden.

Im Sprechen ist Freund Kakadu Meister, und zwar erlernt er Worte und ganze Sätze mit einer erstaunlichen Leichtigkeit und Fertigkeit. Verfügt der kleine Schwätzer erst über einen Wortschatz, so verblüfft er immer wieder, wenn er ganze Sätze vor sich hinplappert, so daß Fernerstehende nicht müde werden, sich an dem Wortschwall zu ergötzen. Dabei ist seine eigentliche Stimme ein markerschütterndes, häßliches Geschrei und Gekreisch, das er in erregtem Zustande hören läßt. Eine weitere, weniger angenehme Eigenschaft des Kakadus ist die Lust am Zer-



stören, die er vielfach an allen erreichbaren und seinem Schnabel nicht gewachsenen Gegenständen ausläßt. So zersplittert er gern Holz bis zur letzten Faser, Eisenblech vermag er in unförmige Gebilde zu verbiegen, ja selbst die eisernen Ketten seiner Bügel halten der Zerstörungswut und der Härte seines Schnabels nicht stand.

Es gibt wohl kaum ein Tier, das sich bei einem verhältnismäßig kleinen und der zivilisierten Welt weit entlegenen Heimatgebiet einer so weitverbreiteten Beliebtheit erfreut wie der Kakadu. Jeder kennt ihn, den bescheidenen, munteren und schmucken Weißbrock mit dem kecken Spitzhäubchen aus der Inselwelt des Stillen Ozeans. Ausschließlich auf Australien, Neuguinea, den Philippinen, Timor, Flores und den Salomonen stehen ihre Nester.

Alle Kakadus sind in ihrer tropischen Heimat vorwiegend Waldbewohner, wo sie in den Kronen hoher Bäume meist in großen Schwärmen ein beschauliches Dasein führen. Morgens melden sie sich mit einem ohrbetäubenden Riesengeschrei,

um nach gewichtiger Unterhaltung auf ihre Futterplätze abzustreichen, die auf fruchttragenden Bäumen liegen. Wehe, wenn sie die Pflanzungen und Plantagen der Eingeborenen heimsuchen, denn durch die Vertilgung von Sämereien richten sie erheblichen Schaden an. So sind sie nicht des schwarzen Landmanns Freund und enden oft zu Hunderten durch Schrot und in hinterlistigen Fallen. Abends streichen sie in die Kronen besonders hoher Bäume, wo sie die ganze Nacht ruhend zubringen, bis der junge Tag sie zu neuer Regsamkeit treibt. Zur Brutzeit sondern sich die Vögel zu Paaren ab, um eine Baumhöhle zur Aufzucht des Nachwuchses zu beziehen. Die Eingeborenen bemächtigen sich gern der Nestlinge, um sie dem weißen Mann mit gutem Erlös zu verkaufen. Auf diese Weise gelangen sie in alle Welt und erfreuen mit ihrem drolligen, possierlichen Benehmen, ihrem sanften, freundlichen Wesen und ihrer verblüffenden Sprachgewandtheit immer von neuem Jung und Alt.

DER HEIMTÜCKER

Was die Stachelschweine veranlaßte, in die Bäume zu steigen, um im Wipfelreich des Waldes ein Höhenleben zu führen, oder ob sich die Bäume erkletternde Form dieser Nagetiergruppe selbständig entwickelt hat, konnte trotz vieler Erklärungsversuche noch nicht einwandfrei gedeutet werden. Wir müssen uns wie so oft, auch hier

mit den Tatsachen abfinden, was in den meisten Fällen auch genügt, um den seltsamen Geschöpfen das gebührende Interesse abzugewinnen. Wir kennen die baumbewohnenden Stachelschweine in zwei recht unterschiedlichen Gruppen, von denen die eine besonders stachelige, mit breitem Schwanz bewehrte Form in Nordamerika auf-

tritt, während die anderen durch einen Wickschwanz und weiches Stachelkleid ausgezeichneten Arten auf den südamerikanischen Kontinent beschränkt sind. Allen gemeinsam aber ist eine tückische und überaus gefährliche Angriffs- und Verteidigungstaktik. Sie rennen nämlich mit ihrem Stachelpanzer gegen den Angreifer oder aber lassen ihn anrennen, so daß er in ein Heer von Lanzen gerät. Doch ist diese schmerzhaft Angelegenheit nicht das Schlimmste, weit verhängnisvoller ist für das betreffende Geschöpf der Umstand, daß die einmal in seine Haut gedungenen Stacheln stecken bleiben. Da sie nur ganz lose im Fell ihres Trägers sitzen und überaus eng stehen, ist die betroffene Stelle des Gegners von diesen kleinen Pfeilen geradezu gespickt. Die Sache hat aber noch einen Haken, und zwar einen richtigen, denn die Stacheln lassen sich nicht ohne weiteres aus der Haut entfernen, vielmehr bereitet es dem gespickten Geschöpf erhebliche Schwierigkeiten und Schmerzen, sie herauszuziehen, da sie mit sehr feinen Widerhaken an der Spitze versehen sind. So können diese Stacheln als geradezu raffiniert ausgestattete Waffen bezeichnet werden. Es ist verständlich, daß diese Spieße vielfach bei angreifenden Raubtieren in der Nase und Schnauze in großer Anzahl stecken bleiben, wo sie dann sehr empfindliche und folgenschwere Entzündungen hervorrufen. So wurden wiederholt in den Vereinigten Staaten harmlose Kühe mit sehr erheblich eiternenden Wunden gefunden, die von den Stacheln des dort Urson genannten Baumstachelschweins herrührten. Die nordamerikanischen Vertreter dieser Sonderlinge haben nämlich die Gewohnheit, bei einem Angriff

ihren Schwanz in schlagende Bewegung zu setzen, wodurch der Angreifer von den sich auslösenden Stacheln geradezu beworfen wird. Außerdem haben die Tiere die Gewohnheit, im Angriff das Stachelkleid auseinanderzuspreizen. So kommt es, daß diese Tiere kaum über natürliche Feinde verfügen.

Wesentlich anders, aber nicht minder interessant, ist der Schwanz der sogenannten Greifstachler Südamerikas eingerichtet, denn er ermöglicht seinem Träger eine feste Umklammerung fester Gegenstände, so daß die Tiere befähigt sind, sich mit diesem Greiforgan an Ästen und Zweigen beim Klimmen und Klettern festzuhalten.

Da das Stachelkleid von langen, feinen Haaren von eisgrauer Farbe überwuchert ist, erwecken diese Baumbewohner den Eindruck eines Klumpen Bartmooses, so daß sie im Blätterreich leicht zu übersehen sind.

Diese baumbewohnenden Stachelschweine leben in hochstämmigen Waldungen, wo sie den Tag in den Wipfeln der Bäume verschlafen, um nächtlicher Weise durch ihr Blätterreich zu streifen und Früchte, Blätter, Knospen und Wurzeln zu äsen. Sie klettern und klimmen sehr gewandt. Auf dem Boden aber benehmen sie sich höchst unbeholfen. Wenn die Tiere ihre nächtliche Nahrungssuche beendet haben, suchen sie eine geschützte Astgabel, rollen sich zu einer unangreifbaren Stachelkugel zusammen und verschlafen den Tag, bis sie die Dämmerung zu neuer Regsamkeit weckt. Als ausgesprochener Feind hat nur der Mensch zu gelten, denn die Indianer stellen den Baumstachlern emsig nach, weil das Fleisch einen vorzüglichen Braten abgeben soll. Es sind eben tatsächlich die Geschmäcker verschieden.



haben, suchen sie eine geschützte Astgabel, rollen sich zu einer unangreifbaren Stachelkugel zusammen und verschlafen den Tag, bis sie die Dämmerung zu neuer Regsamkeit weckt. Als ausgesprochener Feind hat nur der Mensch zu gelten, denn die Indianer stellen den Baumstachlern emsig nach, weil das Fleisch einen vorzüglichen Braten abgeben soll. Es sind eben tatsächlich die Geschmäcker verschieden.

BLB Karlsruhe



57 62616 1 031

